

September 2011

Körper

Der Mensch als figuratives Objekt in der Kunst

Die Körperlichkeit des Buddha Shakyamuni

«Schlangenfrau» Nina Burri

Biomechanik – vom Leib zur Technik

Körperpsychotherapie: Energie durch Bewegung

Körperleiden, Körperfreuden

Liebe Leserin, lieber Leser

Oft tun wir uns schwer mit dem Körper. Unsere Nase gefällt uns nicht. Der Kopf schmerzt. Ein Körperteil versagt seinen Dienst.

Kein Problem! Das Kniegelenk wird durch ein künstliches ersetzt. Und der Nase nimmt sich die Schönheitschirurgin an: Wir entscheiden mittels computerunterstützter Vorschaubilder, wie sie am Ende gestaltet sein soll. Sollte die Veränderung dann nicht nach unseren Wünschen gelingen, gibts eben Arbeit für die Juristen ... Oder ein Piercing? Dafür müssen wir längst nicht mehr in die Vergangenheit und nach Afrika reisen, nein, das gibts flächendeckend auch hierzulande. Und gefällt ein Tattoo nicht mehr, wird es der Laser schon richten ...

Alles erscheint machbar «in einer Gesellschaft, in der die Sorge um den Körper alle geistigen Werte verdrängt hat». Das schreibt Juli Zeh in ihrem lezenswerten Buch «Corpus Delicti». Ja, unzählige Berufsgruppen bemühen sich um das Wohl des menschlichen Körpers. Der Körper – ein wirtschaftlicher Faktor.

Doch auch ein politischer. Die Schriftstellerin Karen Duve findet im Selbstversuch heraus, dass «anständig essen» – so der Titel ihres Buches, in dem es darum geht, die eigene Ernährungsweise in Zeiten von Industriefleisch zu hinterfragen und Alternativen zu testen – gar nicht so einfach ist. Der Kanton Zürich bedient jeden Haushalt mit «36 alltagsnahen Tipps» wie: «Schneiden Sie Grimassen. Das entspannt die Gesichtsmuskulatur» (Quelle: Gesundheitsförderung Kanton Zürich, Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich). Oder freuen wir uns etwa nicht über die Bilder der einmalig blauen Burkas der afghanischen Frauen? Nein? Dann gehören Sie bestimmt zu denjenigen, die eine Reise nach Persien ausschlagen würden, da Sie ja ohne Kopftuch und langen Mantel nicht einreisen dürfen. Unser Körper gehört längst nicht mehr nur uns allein. Ich erinnere mich an meine Verkleidung im Iran und war erstaunt, wie schnell sich mein Körpergefühl veränderte. Einer-

seits war ich gezwungen, mich zu verhüllen, und andererseits genoss ich die grosse Freiheit, unter der Hülle das zu tragen, was ich wollte. Wenn ich im Tram sitze und mir all die freizügig getragenen Trägerleibchen vorgeführt werden, all die zur Schau gestellten Körper – SVP-Fraktionspräsident Mauro Tuena wetterte deswegen im Gemeinderat der Stadt Zürich über «Halbblut» –, denke ich gleichzeitig an all die raffinierten Einblicke, die Verhüllungen immer auch zulassen! Der Körper als Ursache der Zufriedenheit, des Glücksgefühls und der Abgründe. Sportler berichten von Glücksgefühlen, die sie sich durch immer höhere Leistungsziele erhoffen. Wenn ich gegen Abend durch den Wald spaziere, beobachte ich ein emsiges Treiben. Da gibt es die behelmten Biker-Raser, für die kein Hindernis unüberwindbar zu sein scheint – ein Satz in die Büsche bewahrt mich gerade noch vor dem Crash! Da sind die Einzelgänger und Kohorten, die allesamt verschwitzt und mit Kopfhörern von MP-Playern in den Ohren über die Waldwege traben – ob sie sich von

den Geräuschen des Waldes gestört fühlen? Und beinahe hätte ich die Hündeler in der Aufzählung der körperlichen Feierabendaktivitäten vergessen. Der Körper als Freizeit-Tool, als Arbeitsinstrument indes hat er weitgehend ausgedient und dem Kopf Platz gemacht.

Oder doch nicht ganz? Wussten Sie zum Beispiel, dass die Prostitution in Tunesien legalisiert ist und dass die Prostituierten seit 1942 ein Anrecht auf regelmässige Arztbesuche haben und das Gesundheitsamt die Tarife festsetzt?

Derjenige Name freilich, mit dem viele Körperlichkeit schlechthin, Fleischeslust und Perversionen, körperlichen Schmerz und Erniedrigung assoziieren, ist der des am 2. Juni 1740 in Paris geborenen Marquis de Sade. Sein Name übt bis heute eine faszinierende Anziehungskraft aus. Soeben ist übrigens Jacques Chessex' letzter Roman erschienen. Er hat den *alten* Marquis de Sade zum Thema. Dessen Schädel, das letzte Überbleibsel seines Körpers nach dem Tod, spielt darin eine wichtige Rolle.

Heidi Aeschlimann

Im Abendrot

Wir sind durch Not und Freude
Gegangen Hand in Hand,
Vom Wandern ruhn wir beide
Nun überm stillen Land.

Rings sich die Täler neigen,
Es dunkelt schon die Luft,
Zwei Lerchen nur noch steigen
Nachträumend in den Duft.

Tritt her, und lass sie schwirren,
Bald ist es Schlafenszeit,
Dass wir uns nicht verirren
In dieser Einsamkeit.

O weiter, stiller Friede!
So tief im Abendrot
Wie sind wir wandermüde –
Ist das etwa der Tod?

Joseph von Eichendorff

Der Körper in der Kunst

Kopf, Hand, Fuss, Herz

Der Körper ist kein Attribut des Menschen, sondern macht diesen aus. Er bildet wohl deshalb das bevorzugte Objekt aller figurativen Kunst, in zwei Funktionen: als Bedeutungsträger sowie als Ausdrucks- und Gestaltungsmittel. Der kunstgeschichtliche Wandel dieser Funktionen und ihrer Ausgestaltung soll im Folgenden an Beispielen aus verschiedenen Epochen der europäischen Kunstgeschichte aufgezeigt werden.



Der Kuros von New York

Stehender Jüngling aus Attika, 600 v. Chr. Marmor, Höhe 1,93 m, Metropolitan Museum of Art, New York

Das kulturell einmalige und neuartige dieses Kuros und der ihm verwandten Figuren liegt nicht in der besonderen Art ihrer gestalterischen Prinzipien – denn diese unterscheiden sich nicht wesentlich von denen der ägyptischen Kunst –, sondern in der Bedeutung des dargestellten Gegenstandes. Im Alten Orient ist das Kunstwerk, sei es Götter-, Königs- oder Menschenbildnis, immer ein Requisit des Kultes. Die Darstellungen aus dem trivialsten Alltag stehen noch mit dem Unsterblichkeitsglauben und dem Totenkult in Zusammenhang (Arnold Hauser). Demgegenüber wird in der Figur des Kuros der hervorragende Athlet um seiner bewunderten Ei-

genschaften und Fähigkeiten willen dargestellt. Sie huldigt nicht im bisherigen Sinn einer göttlichen Macht, versucht nicht in erster Linie, diese günstig zu stimmen, und steht auch nicht im Dienste einer Verbesserung jenseitiger Lebensbedingungen, sondern gibt stattdessen erstmals in der Geschichte der Kunst einem ichgerechten, säkulären Ideal Gestalt und Ausdruck.



Laokoon

Laokoon und seine Söhne, 25 v. Chr. Marmorgruppe aus der Werkstatt des Haliandros, Athenodoros und Polydoros von Rhodos, 242 cm hoch, Vatikan

Im Dienst der herrschenden mazedonischen Elite hatte sich die griechische Kunst schon zur Zeit Alexanders von ihren ursprünglichen Wurzeln entfernt. Unter dem Einfluss orientalischer Tradition und Prachtentfaltung und durch die Unterwerfung unter die römische Herrschaft wurde das Selbstbewusstsein der Griechen ihrer ursprünglichen Geisteshaltung und ihrer idealisierten Strukturen entfremdet. Der griechische Künstler verschob nun seine Selbstliebe vom idealisierten auf den exhibitorischen Pol seines Selbst, auf sein unerhörtes Können, seine Virtuosität und die Zurschaustellung der eigenen Einmaligkeit und Grandiosität.



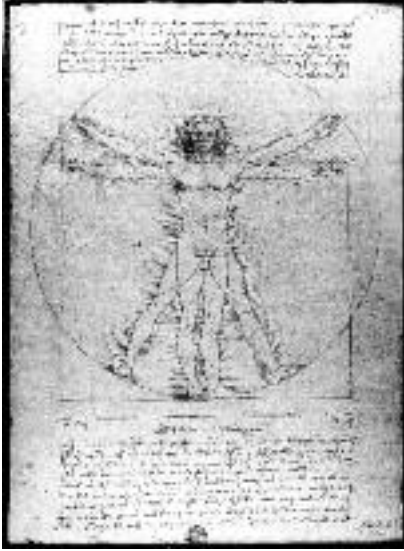
Sandro Bocola, 1931 in Triest geboren, lebt in Zürich und Barcelona und ist als Künstler, Grafiker und Ausstellungsmacher tätig.

Nach zwei Psychoanalysen und einer Weiterbildung am PSZ Schriften und Artikel zur Geschichte und Theorie der Kunst (unter anderen: Die Kunst der Moderne, Struktur und Dynamik ihrer Entwicklung, Prestel, 1997, aus dem im vorliegenden Artikel einige Stellen zitiert werden).

www.sandrobocola.com

Das bekannteste Beispiel dieser Ausrichtung bildet die berühmte Gruppe des Laokoon, die den Todeskampf des trojanischen Priesters darstellt, der von den Schlangen der Olympier erwürgt wird. Die Gestaltung dieser Figuren zielt darauf hin, durch grösstmögliche Wirklichkeitstreue den verzweifelten Befreiungsversuchen des Laokoon Glaubwürdigkeit zu sichern und dem Betrachter die Schauer wollüstigen Entsetzens über den Rücken zu jagen. Diese expressive, exhibitorische Überspitzung bedeutet für die griechische Kunst den Untergang des klassischen Kanons.

Der Körper in der Kunst



Leonardo da Vinci

Der vitruvianische Mensch, 1492
Zeichnung, 34,4 x 24,5 cm,
Galleria dell'Accademia, Venedig

«Das Schöne ist das geoffenbarte Gesetz», sagt Leon Batista Alberti, einer der führenden Philosophen und Kunsttheoretiker der Renaissance. Aus diesem Geist entwickelt das Italien der «Rinascita» einen wachen Sinn für Fakten und Vorgänge, ein objektbezogenes Weltverständnis und eine Lebensauffassung, deren Mittelpunkt der die Welt erforschende, anerkennende und ordnende Mensch ist. Die Welt wird zum Objekt, ihre Beherrschung zum Sinn menschlicher Existenz.

Der Florentiner Maler, Bildhauer, Schriftsteller, Architekt, Zeichner und Naturforscher Leonardo da Vinci (1452–1519) ist das berühmteste Beispiel des Universalmenschen, welcher der Renaissance als Ideal vorschwebte. Im Lauf seines Lebens schuf er nebst seinen berühmten Gemälden auch eine grosse Zahl von künstlerisch wertvollen Illustrationen zu verschiedenen Themen wie Biologie, Anatomie, Technik, Waffentechnik, Wasserwirtschaft und Architektur und betrieb umfangreiche anatomische Studien. Der vitruvianische Mensch, sein Proportionsschema der menschlichen Gestalt, welche heute die italienische 1-Euro-Münze ziert, steht für die von der griechischen Antike übernommene Vision einer unpersönlichen, so-

wohl Menschen wie Götter bestimmenden Ordnung, welche die Humanisten nun als leitendes Prinzip an Stelle der christlichen Offenbarung setzten.



Michelangelo

Das jüngste Gericht, 1535–41
Fresko in der Sixtinischen Kapelle,
14,5 m hoch, Detail. Vatikan, Rom

Das Wandbild *Das jüngste Gericht*, von dem wir aus Platzgründen nur ein Detail abbilden können, drückt die existenzielle Unsicherheit und tiefe Angst aus, die durch den Zusammenbruch des christlich-humanistischen Menschenbildes und den politischen Niedergang Italiens (Plünderung Roms 1527) ausgelöst wurden. Das Auseinanderfallen von Wissen und Glauben und die Fragmentierung des bisherigen Selbst- und Weltbildes nehmen in Michelangelos Wandbild künstlerische Gestalt an. Der bisherige Kanon der italienischen Renaissance, der mit Proportionalität und Zentralperspektive alle Kriterien künstlerischer Qualität rationalisiert hatte, weicht einer neuen, umfassenderen und auch das Irrationale einbeziehenden Orientierung. Der Raum

verliert seine perspektivische Gliederung und wird zu einem amorphen Medium, zum unbegrenzten Hintergrund, vor dem sich das dramatische Schicksal des Menschen erfüllt.

Die Darstellung der einzelnen Figuren und ihrer Beziehung zueinander und zum Ganzen folgen nicht mehr bisheriger Logik. Sie haben einer Wahrheit zu genügen, die alles rational Fassbare überschreitet, dem Riss nämlich, der die Einheit des europäischen Selbstbewusstseins unerbittlich zunichte macht und den abendländischen Menschen der Angst und dem Zweifel ausliefert.



Tizian

Venus von Urbino, 1538,
Öl auf Leinwand, 119 x 168 cm, Uffizien,
Florenz

Venedig, das seine politische Unabhängigkeit bewahren konnte, blieb von der Krise, die in der Kunst Michelangelos zu einem dramatischen Stilwechsel führte, weitgehend unberührt. So blieb die künstlerische Entwicklung dieser Republik weiterhin dem Geist und dem Stil der italienischen Renaissance verpflichtet.

Die Freiheit und Kreativität der Venezianer äusserte sich jedoch nicht nur in einer neuen Farbigkeit und Spontaneität ihrer Malweise, sondern auch in der Erfindung einer bisher unbekannten Bildgattung, die sich aus der europäischen Malerei nicht mehr wegdenken lässt. Ihren ersten Höhepunkt fand sie in Tizians berühmter Venus von Urbino, einem der schönsten Werke dieser Gattung. Obwohl der nackte Körper bereits in der frühen

Der Körper in der Kunst

Renaissance einen selbstverständlichen Gegenstand künstlerischer Darstellung bildete, wurden nackte Figuren nie isoliert und bloss um ihrer selbst willen, sondern immer nur als Protagonisten mythologischer oder biblischer Episoden dargestellt. Bei Tizians *Venus* ist dies anders. Die literarische Vorlage hat hier jede erzählerische Funktion verloren. Sie ist nur noch Vorwand für die Zurschaustellung des nackten weiblichen Körpers. *Calme, luxe et volupté!* Die Göttin wird zur Hetäre, die sich provokativ den Blicken ihres Liebhabers, dem Betrachter des Bildes, anbietet. Ihm gilt die gelassene Ruhe, die Nacktheit und verführerische Bereitschaft dieser *Odaliske*, das Versprechen sexueller Lust, das sie zum Ausdruck bringt. Die offen erotische Darstellung ist die letzte grosse Errungenschaft der italienischen Renaissance, ihr letzter Beitrag zur künstlerischen Entwicklung der Neuzeit. Fast über Nacht wird sie zu einem festen Bestandteil der europäischen Malerei.



Francisco de Goya

Esto es peor!, 1812–15,
Radierung, 15,7 x 20,7 cm, Blatt No. 37 aus
der Radierfolge *Los Desastres de la Guerra*

1807 dringen französische Truppen in Spanien ein, und Napoleon lässt seinen eigenen Bruder, Joseph Bonaparte, zum «König von Spanien und von Indien» krönen. Es kommt zum Volksaufstand, worauf Napoleon Spanien mit einer Armee von 200 000 Mann besetzt. Damit beginnt der «Spanische Befreiungskrieg», der erste Guerillakrieg der Geschichte. Das ganze Volk erhebt sich gegen die französischen Besatzungstruppen. Die Kirche,

die in den Franzosen lauter Atheisten und in Napoleon den Antichristen sieht, kämpft an der Seite der Aufständischen. Priester und Mönche rufen im Namen des Glaubens zu Mord und Totschlag auf und nehmen oft auch selbst daran teil.

Der von Napoleon eingesetzte Joseph I. war ohne Zweifel der fortschrittlichste König, der das Land je regiert hatte. Doch vergeblich, die Spanier wollen ihren Ferdinand zurück. Für die Liberalen ist die Situation voll innerer Widersprüche. In wenigen Tagen dekretiert Napoleon eine ganze Reihe von fortschrittlichen Gesetzen, um welche die «*ilustrados*» jahrelang erfolglos gekämpft haben: Das Inquisitionstribunal wird abgeschafft, die Rechte und Privilegien des Adels werden aufgehoben, und der grösste Teil der Klöster wird geschlossen.

Goya ist zerrissen im Zwiespalt zwischen den Ideen der Revolution, der geistigen Freiheit, die sie bringt, und dem verzweifelden Kampf des Volkes, das in tragischem Unwissen und Missverständnis eine gestrige, ihm feindliche Sache mit heldenhaftem Mut gegen die französische Militärmacht verteidigt. Er kann nicht abseits stehen, kann sich aber in diesem widersinnigen Geschehen auch mit keiner der beiden Seiten identifizieren. Er nimmt Stellung, doch als Künstler: zum Geschehen als einem Ganzen. Er holt das Werkzeug hervor, das er während zehn Jahren nicht mehr benutzt hat, und beginnt die Radierfolge *Los desastres de la Guerra*, das eindringlichste Zeugnis des Krieges in der Geschichte der Kunst: keine Ausschmückung von Heldentaten zum Ruhm von Königen und Feldherrn, sondern die Darstellung des Menschen als Opfer von Fanatismus und Brutalität, von Wahnwitz und Raserei, von Glauben und Verblendung – als Opfer seiner selbst.



Jacques-Louis David

Napoleon am St. Bernhard, 1800,
Öl auf Leinwand, 273 x 245 cm,
Musée National de Versailles

Mit dem Sieg der Revolution wurde der Klassizismus zum offiziellen Stil der neuen Regierung erklärt und David, ihr wichtigster Vertrauensmann in allen Kunstfragen, zum Konventsmitglied ernannt. Diese Kunstrichtung kam sowohl den demagogischen Absichten der Herrschenden als auch der Sensationslust des Publikums und der Popularitätssucht der Künstler entgegen und legitimierte alle drei durch die (scheinbare) Wahrhaftigkeit der Darstellung. Die geschichtliche Entwicklung gefriert zum historischen Moment, der durch einen extremen, illusionären Naturalismus dem Betrachter so nahe gebracht wird, dass dieser meint, mit dabei zu sein. Verbindet sich ein solcher Verismus mit den Normen und Gestaltungsprinzipien des Klassizismus, so wird aus dem «grossen Ereignis» ein geordnetes, überblickbares und damit fassbares Ganzes. Der Betrachter nimmt es gewissermassen in Besitz. Geschichte wird einverleibt, wird zu einem Teil des eigenen Selbst, das damit an ihrer erhabenen Grösse teilhat. So kam diesen Historienbildern eine bisher unbekannte politische Bedeutung zu. Davids spätere Produktion ist insofern von Interesse, als sich an ihr der gesellschaftlich-politische Wandel des damaligen Frankreich ablesen lässt. Nach der Errichtung des Konsulats

Der Körper in der Kunst

malte David – jetzt der offizielle Maler Napoleons – das abgebildete, schon königlich anmutende Reiterbildnis des Ersten Konsuls und sieben Jahre später das riesige Repräsentationsgemälde *Die Krönung Napoleons*.



Henri Rousseau

Der Traum Yadvigas, 1910,
Öl auf Leinwand, 204 x 298 cm, MoMA, New York, Schenkung Nelson A. Rockefeller

Rousseaus Kunst ist, wie diejenige der Naturvölker, magisch-expressiv. Es geht ihm weniger darum, die Natur zu erkennen, als darum, sie darzustellen und zu verherrlichen. Das Wirkliche, das Wahre und das Richtige stellen bei ihm noch keine autonomen Werte dar, sondern stehen im Dienste einer idealisierten Struktur, die nicht in der Erkenntnis, sondern im Glauben gründet. Bei diesem handelt es sich um keinen konfessionellen Glauben (Rousseau war antiklerikal und Freimaurer), sondern um den Glauben dessen, der keinen inneren Zweifel kennt, indem er Wahrnehmung, Vorstellung und Wirklichkeit einander gleichsetzt. Seine Darstellung der nackten Protagonistin eines Traumes drückt eine Selbst- und Welterfahrung aus, bei der die Grenzen zwischen innen und aussen, zwischen ihm selbst und der Welt fließend sind. Dieses Bild spiegelt keine objektive Wirklichkeit, sondern die verzauberte Welt, die er sein Eigen nennt.



Giorgio de Chirico

Die beunruhigenden Musen, 1917,
Tempera auf Pappe, 94 x 62cm, Bayerische Staatsgemäldesammlung, München

Chiricos Welt besteht ausschliesslich aus Artefakten, denen ein bedrohliches Leben innewohnt. Sie verdichtet sich in unserem Beispiel in der Gestalt des «manechino», der hölzernen Gliederpuppe, die in allen erdenklichen Ausformungen in seinem Werk auftritt und später auch die Malerei seiner Kollegen Carlo Carrà und Giorgio Morandi prägen sollte. Die Ambiguität zwischen dem Belebten und dem Unbelebten, die diese Figuren auszeichnet, bildet eines der auffallendsten Merkmale der von de Chirico begründeten Pittura metafisica und der von ihr beeinflussten Malerei des gegenständlichen Surrealismus (Dalí, Tanguy, Ernst, Magritte u.a.).



Fernand Léger

Das grosse Frühstück, 1921,
Öl auf Leinwand, 151 x 183 cm, MoMA, New York, Mrs. Simon Guggenheim Fund

Nach der Entlassung aus dem Militärdienst entwickelte Léger ab 1920 eine harte, geometrisch definierte, doch gegenstandsbezogene Malerei, in der er das mechanische Ding als die sichtbarste Repräsentanz der modernen Zivilisation zu seinem zentralen Thema erhob. Die Radikalität seines Zukunftsglaubens manifestiert sich in den grossen Figurenbildern der frühen zwanziger Jahre, in denen die dargestellten Menschen die gleissende Perfektion und die starre Unbeweglichkeit riesenhafter Maschinen annehmen. Sie beunruhigen jedoch nicht wie Giorgio de Chiricos Figur des «manechino», denn Mensch und Maschine sind in diesen monumentalen Gemälden miteinander versöhnt. Die menschliche Figur wird zum bestimmenden Element einer hieratischen Ordnung.



Pablo Picasso

Sich frisierende Frau, 1949.
Öl auf Leinwand, 130 x 97 cm, Sammlung Mrs. Bertram Smith, New York

In Picassos wohl bekanntesten, zwischen 1935 und 1950 entstandenen Bildern werden Menschen und Tiere auf grausame, sadistische Art und Weise zerstückelt und verzerrt. Der Schmerz, die Angst und das Entsetzen, die aus diesen verletzten Gestalten schreien, gelten nicht nur, wie im berühmten *Guernica*, den Schrecken

des eben ausgebrochenen spanischen Bürgerkrieges, sondern spiegeln auch Picassos eigene Seelenlage, die Aggression und den Sadismus wider, die einen Wesenszug seines Charakters bilden und die Leidenschaft und Intensität seiner exhibitorischen Ambitionen ausmachen. Picasso scheint Gewalt und Schrecken, Qual und Verzweiflung, Zerstörung und Untergang zu zelebrieren, wie um sie durch diesen grandiosen kатарthischen Ausbruch vom eigenen Selbst abzuwehren.



Alberto Giacometti

Mann, einen Platz überquerend, 1949, Bronze, 68 x 80 x 52 cm, Alberto-Giacometti-Stiftung, Zürich

Giacomettis berühmte expressiv überlängte Gestalten, deren ausgezehrte Formen zunehmend entmaterialisiert und vergeistigt werden, treten je nach Geschlecht in zwei typisierten Grundstellungen auf: reglos die Frauen, schreitend die Männer. Mit diesen schematischen, zeichenhaften Figuren, die eine grenzenlose Weite um sich schaffen, findet die Bedrohung und geistige Verlorenheit des heutigen Menschen in suggestiver Weise künstlerischen Ausdruck.

Giacometti versucht sie nicht abzuwehren, sondern nimmt sie an als Sinn und Voraussetzung seiner künstlerischen Arbeit. Trotz ihrer einprägsamen, zeichenhaften Gestalt bleiben seine Skulpturen offen, unvollendet, fragwürdig. Ihre Oberfläche ist aufge-

rissen, in ihrer Begrenzung unbestimmt, der Ort jedoch, an dem sie stehen, oder die Richtung, in der sie schreiten, sind unmissverständlich definiert. Sie drücken nicht nur die Erfahrung des Ungewissen aus, sondern stehen auch für das Gewisse. Schmal, preisgegeben, aufrecht; bescheiden und doch herausfordernd, unmissverständlich in ihrer Haltung.



Andy Warhol

Triple Elvis, 1962, Siebdruck auf Leinwand, 208 x 152 cm, Virginia Museum of Fine Arts, Richmond

Dollarnoten, Coca-Cola-Flaschen, Suppenbüchsen, die Bilder von Filmstars wie Marilyn Monroe oder Elvis Presley oder das Pressebild eines Verkehrsunfalls bilden die Vorlagen, aus denen Andy Warhol in den frühen sechziger Jahren durch Isolierung, Reproduktion, Vergrößerung und Wiederholung ein Werk schafft, mit dem er der artifiziiellen Welt der modernen Massenmedien ein bleibendes Denkmal setzt.

Die summarische drucktechnische Wiedergabe, die mechanische Aneinanderreihung identischer Bildmotive und die lapidare Ordnung ihrer Arrangements verleihen seinen Werken eine unpersönliche Entrücktheit. Die Figur Elvis Presleys wird völlig kommentarlos nicht sosehr als indivi-

Der Körper in der Kunst

duelle Persönlichkeit, sondern als Repräsentant einer anonymen, unser Bewusstsein durchdringenden medialen Wirklichkeit (einer Wirklichkeit aus zweiter Hand) präsentiert und gewinnt dadurch eine sozialgeschichtliche Bedeutung.



George Segal

Gottlieb's Wishing Well, 1963, Gips und Flipperautomat, 165 x 63,5 x 193 cm, Privatsammlung

Segals «Environmental Sculptures» stellen Menschen in alltäglichen Situationen dar (zum Beispiel einen Busfahrer am Steuer, eine Frau, die sich die Beine rasiert, einen Mann an einem Flipperkasten), wobei er seine Figuren nicht im eigentlichen Sinn gestaltet, sondern lebende Modelle in den entsprechenden Posen abformt. Dazu bandagiert er deren Körper mit nassen Gipsbinden, schneidet dann die ausgehärtete Gipsschale in einzelne Teile, die er Stück um Stück von seinem Modell ablöst, um sie schliesslich wieder zur ganzen Figur zusammenzufügen. Durch die aufgetragenen Bandagen werden Segals Figuren verfremdet und auf ihre wesentlichen Merkmale reduziert. Der Künstler steigert ihre Wirklichkeitsnähe, indem er zur Charakterisierung der jeweiligen Situationen reale Objekte verwendet. Durch ihre Hülle von der Aussenwelt getrennt, verbreiten diese Gestalten eine beklemmende Stille; Ihre Einsamkeit und Isolierung spiegelt eine Grunderfahrung des modernen Menschen.

Sandro Bocola

Körper und Sprache

Die Leber, über die eine Laus kriecht ...

Der Körper und seine Teile vom Scheitel bis zur Sohle werden häufig in der Sprache verwendet. Solche Körperwörter, -metaphern und -redensarten tragen immer wieder zu neuen Bedeutungen bei, die mit den Körperteilen und unserem Wissen darüber zwar etwas zu tun haben, aber auch kultur- und sprachspezifische Bedeutungen ergeben, die nicht vorhersagbar und daher in jeder Sprache wieder anders ausgeprägt sind.

Sprache dient dazu, über Dinge oder Ideen zu kommunizieren. Die ausser-sprachliche Realität wirkt dabei auf die Sprache zurück. Wenn wir zum Beispiel das Wort «Finger» brauchen, so meinen wir oft nicht den Finger als Körperteil, sondern beispielsweise «genaue Kontrolle», wenn davon die Rede ist, dass wir jemandem auf die Finger schauen, oder «Verzicht», wenn jemandem geraten wird, die Finger von etwas zu lassen. Auch das Reden von «Füssen» meint oft nicht die physischen Füsse. Wenn wir kalte Füsse bekommen, bekommen wir Angst und stehen vor einem Rückzieher. Wer den Kopf verliert, tut das natürlich nicht im wörtlichen Sinn, sondern hört auf, vernünftig zu denken oder zu handeln. Feste Mehrworteinheiten – wie eben «den Kopf verlieren» – nennt man Phraseologismen: Wenn sich ihre Gesamtbedeutung nicht vollständig und summativ aus der Bedeutung der Teile ergibt und wenn eine bildliche Übertragung im Spiel ist, nennt man sie Idiome. Wenn die Wortverbindung zwar sehr gebräuchlich oder typisch ist, aber in der Gesamtbedeutung nicht verschieden von der Bedeutung der Summe der Teile, spricht man von Kollokationen: «jemandem die Hand reichen», «tenir quelqu'un par la main», «shake hands» sind verständliche Wortverbindungen, deren genaue Form aber für eine sprachkompetente Verwendung doch gelernt werden muss. Dass man sich in der Schule, in einer Versammlung oder in einer Abstimmung meldet, indem man – sprachlich – «die Hand hebt» bzw. in der formelleren Abstimmung «die Hand erhebt», ist nicht nur ein Verhalten, sondern auch

eine sprachliche Ausdrucksweise, die man erlernen muss. Wenn solche Ausdrucksweisen Körperteilwörter enthalten, nennt man sie Somatismen.

Wenn «Finger» nicht den Finger meint

Ein grosser Teil der in Texten vorkommenden Körperwörter – im Falle einer Untersuchung zum Finger sind es die Hälfte der Vorkommen in einem grossen Korpus des Deutschen, dem Korpus des IDS-Archivs, Cosmas II – betreffen nicht den konkreten Finger der Hand, sondern eine Redensart mit dem Wort «Finger» (vgl. Steffeldt/Ziem 2008). Das ist doch sehr unerwartet und bemerkenswert, wie oft man in Texten nicht den Finger meint, wenn man das Wort «Finger» verwendet. In deutschen Wörterbüchern lassen sich konkret über 1000 Phraseologismen mit Körperteilbezeichnungen finden. Auch eine Untersuchung von hocharabischen Somatismen kommt auf ein Korpus von etwa 1000 Wortverbindungen (Kotb 2007).

Man schätzt, dass sich ein Fünftel bis gegen ein Viertel der festen Mehrworteinheiten, die es im Deutschen gibt, der Palette an Körperwörtern bedienen. Zählungen, Hochrechnungen und Schätzungen zeigen die Grössenordnung und damit die Bedeutung an, ohne dass die absoluten Zahlen allzu wörtlich zu nehmen sind, weil sie sich entweder auf ein beschränktes Korpus oder auch eine angenommene Menge von Phraseologismen insgesamt beziehen, deren Zählung allerdings wegen des grossen Umfangs einer Sprache und ihrer Produktivität, also der Möglichkeit, neue Phraseologismen zu bilden, grundsätzlich nicht abgeschlossen werden kann.

Körperteilbezeichnungen – wie «Auge», «Ohr», «Hand» etc. – gehören zu einem guten Teil zum Grundwortschatz jeder Sprache. Gerade die gut bekannten und häufigen Wörter werden gerne für sekundäre Semiotisierungen verwendet, also dafür, neue Zeichen mit bekannten Wörtern zu bilden. Diese neuen Zeichen können – müssen aber nicht – Mehrwortzeichen sein, indem beispielsweise die Bedeu-



Annelies Häcki Buhofer, Prof. Dr., ist seit 1997 Ordentliche Professorin für Deutsche Sprachwissenschaft am Deutschen Seminar der Universität Basel. Ihre universitäre Lehre und wissenschaftliche Forschung fokussiert auf Themen in den Bereichen Korpuslinguistik, Phraseologie, Lexikographie, Variationslinguistik, Spracherwerb, Literalität/Oralität, Textsorten- und Sprachgeschichte. Ihre aktuellen Publikationen beschäftigen sich mit der Behandlung von Kollokationen in der Lexikographie und mit der literalen Resilienz. Seit 2010 ist sie Mitglied des Nationalen Forschungsrates des Schweizerischen Nationalfonds (Abt. I).

tung «seine Abwehr und Wut gut wahrnehmbar zum Ausdruck bringen» durch die Mehrwortverbindung «Gift und Galle speien» gebildet werden kann. Das ist eine ökonomische Strategie der Sprachzeichenbildung, welche die Zahl der zu memorierenden Wörter reduziert.

Unsere Körpererfahrungen als Menschen, das Gehen, Fallen, Aufstehen, der Blick nach oben und nach unten, prägen auch unseren Sprachgebrauch: Deswegen meint «auf die Füsse fallen» eine Art von Fallen, bei der man Glück (im Unglück) gehabt hat.

Die symbolischen Werte eines Körperteils können sich von Kultur zu Kul-

Körper und Sprache

tur, von Sprachgemeinschaft zu Sprachgemeinschaft unterscheiden und tun das ziemlich sicher auch. Die Redensarten sind also nicht einfach dieselben und lassen sich auch nicht einfach übersetzen, obwohl die Körper der Menschen ebenso wie ihre elementaren Körpererfahrungen in allen Kulturen sehr ähnlich sind, sich aber wohl schon bei der Körperwahrnehmung unterscheiden. Entsprechend werden auch die Körperteile unterschiedlich häufig in Phraseologismen eingebaut.

Typologie der Körperphraseologismen

Die absoluten Zahlenergebnisse hängen auch hier immer von der Text- und Wörterbuchgrundlage ab, können sich aber ungefähr folgendermaßen unterscheiden: Im Deutschen sind es weitaus am häufigsten die Hände (in 116 Phraseologismen), dann der Kopf (in 106 Redensarten) und das Bein (in 40 festen Wortverbindungen), die in Wortverbindungen eingehen, allerdings beispielsweise nicht immer mit dem Wort «Kopf», sondern auch mit anderen Wörtern, die zum Kopf gehören, wie «Auge», «Lider», «Tränendrüsen», «Wimper». Dieser Tatbestand hat wohl mit der anthropologischen Bedeutung der Kommunikation mit einem Gegenüber zu tun. Dass die Wortverbindung «jemanden ins Herz treffen» eine tief gehende psychische Verletzung bedeutet, hängt natürlich mit der zentralen Bedeutung des Organs Herz für den Körper zusammen und ebenso mit unserem Alltagswissen darüber, erklärt aber nicht die ganze Bedeutung der Wortverbindung: Der seelische Schmerz, den die Wortverbindung meint, leitet sich nicht aus dem Organwissen ab. Die Bedeutung des Organs lässt also keine Voraussage darüber zu, ob es in einer Sprache eine entsprechende Redensart gibt, wie sie genau lauten muss und was sie exakt bedeutet.

Wer die Bedeutung einer Redensart kennt, hat leicht den Eindruck, die Redensart könne nichts anderes bedeuten als das, was sie in seiner Sprache bedeutet. Man empfindet die Aus-

drucksweise als motiviert. Das bedeutet aber nicht, dass auch ein Kind oder eine fremdsprachige Person ohne weiteres auf die richtige Bedeutung kommt. Es gibt immer einen Anteil des Willkürlichen in den sprachlichen Formen und Bedeutungen.

Dass «etwas ins Auge geht», könnte auch heissen, dass es in Erinnerung bleibt, weil man es gesehen und im visuellen Gedächtnis behalten hat, es bedeutet aber im Deutschen, dass etwas schwerwiegende negative Folgen hat. Die sprachspezifische Bedeutung einer Wortverbindung mit einer Körperteilkomponente hat mit der kulturspezifischen Erfahrungswelt zu tun, ist aber auch darauf nicht gänzlich zurückzuführen: So spielt wohl das Klima im deutschen Sprachraum eine Rolle dafür, dass die Zehen nicht allzu häufig Teil von festen Wortverbindungen sind («jemandem auf die Zehen treten»), weil sie mit Schuhen geschützt werden müssen und daher meistens nicht sichtbar sind (vgl. Sternkopf 1998, 163). Dennoch bleiben Unterschiede bezüglich des Inhalts und der Bedeutung von Phraseologismen mit Körperteilkomponenten in verschiedenen Sprachen auch bei ähnlichen klimatischen Bedingungen bestehen.

Es lassen sich aber zwei Arten von Bedeutungsentstehung unterscheiden. «Nicht mit der Wimper zucken», «die Schultern zucken», «die Nase rümpfen», «die Stirne runzeln»: Dies alles ist als Körperbewegung möglich und hat als solche eine biologische oder/und kulturelle Bedeutung. Wer nicht mit der Wimper zuckt, nimmt eine neue Information oder eine plötzliche Wendung des Geschehens zur Kenntnis, ohne zu erschrecken. Wenn jemand die Stirne runzelt, so denkt er oder sie intensiv nach oder bringt mit dieser Gesichtsbewegung eine gewisse Kritik zum Ausdruck. «Sich am Kopf kratzen» kann heissen, dass die Bewegung vollzogen wird, dass deskriptiv ein Beissen am Kopf vermutet werden kann oder dass die Bewegung eine gewisse Ratlosigkeit zum Ausdruck bringt. Wer davon spricht, dass jemand die Schultern zuckt, meint nicht notwendigerweise die körperli-

che Bewegung, sondern eventuell auch nur die Gleichgültigkeit, welche die mit der Schulter zuckende Person äussert. Diese Phraseologismen basieren auf einem körperlichen Verhalten, das auch im konkreten Gebrauchsfall einer Wortverbindung vorliegen kann, jedoch nicht vorliegen muss.

Viele Körperteilphraseologismen haben demgegenüber jedoch mit realem körperlichem Verhalten und seiner zeichenhaften Bedeutung nichts zu tun: Wenn jemandem eine Laus über die Leber kriecht ... dann tut sie das nicht real.

Metaphernbildung

Die Metaphorisierung ist ein Grundprinzip der sprachlichen Darstellung. Auf der Suche nach adäquaten Ausdrucksweisen werden Lexeme gewählt, deren bekannte Bedeutung mit der aktuell zu begründenden in einem assoziativen Verhältnis stehen. So gibt es eine im Fokus stehende Gemeinsamkeit zwischen dem Herzen als zentralem körperlichem und seelischem Organ des Menschen, und das Wort für das körperliche Organ kann auf die seelische Verfasstheit bildlich übertragen werden. Darin liegt ein ökonomisches Verfahren des Sprachgebrauchs, bei dem bekannte Wörter nicht nur auf die bisherigen Sachverhalte, sondern auf neue Konstellationen angewandt werden und damit in einer sekundären, tertiären oder weiteren Semiotisierung weitere, neue Funktionen erhalten.

Es sind häufiger die äusserlich wahrnehmbaren Teile des Körpers und seine Bewegungen, die für neue Bedeutungsproduktionen herangezogen werden, als innere Organe, die vergleichsweise seltener zur Komponente von festen Wortverbindungen werden: Die Achseln, Ellbogen, Zehen haben die grössere Wahrscheinlichkeit einer mehrfachen sekundären sprachlichen Semiotisierung – über die wörtliche Bedeutung hinaus – als die Sehnen oder die Knochen. Dennoch kennen wir im Deutschen auch die Ausdrucksweise «die Muskeln spielen lassen», «etwas geht jemandem an die Nieren» oder «durchgefroren sein bis auf die Knochen».

Körper und Sprache

Bei den inneren, nicht sichtbaren Organen wird die Häufigkeit der Verwendung für die sekundäre Semiotisierung mit dem Alltagswissen über das Organ zu tun haben, das eine symbolische Interpretation ermöglicht. Alltagswissen ist jedoch nicht kulturunabhängig.

Während die Leber im Deutschen vergleichsweise spärlich für feste Wortverbindungen verwendet wird, kommt sie im Türkischen prominent vor: Im Deutschen kennen wir die Ausdrucksweisen: «frisch und frei von der Leber weg reden» (ohne Umschweife, ungehemmt), «jemandem ist eine Laus über die Leber gekrochen» (über etwas verärgert sein), während es im Türkischen nicht nur einen organischen, sondern auch einen sprachlichen «Leberschmerz» gibt (Verlustschmerz bei verlorenen Kindern), «etwas in die Leber einarbeiten» bedeutet auf Türkisch, dass man den Schmerz des anderen spürt und Mitleid hat, «jemandem die Leber verbrennen» bedeutet, dass man ihn oder sie sehr tief verletzt. Wer die Leber eines anderen lesen kann, kann seine Gedanken lesen etc. (vgl. Heringer 2010). Die sprachliche Fassung von Schmerz als Leberschmerz führt in der ärztlichen Praxis auch dazu, dass Leberschmerzen wahrgenommen werden können, auch wenn von ärztlicher Seite kein zugrunde liegender organischer Befund gefunden werden kann.

Beispiele für sprach- und kulturspezifische Körperteilwendungen zeigen sich auch im Vergleich des Deutschen und des Arabischen: Während von Hand, Auge, Herz und Kopf im Deutschen und im Arabischen in phraseologischen Wortverbindungen die Rede ist, die unterschiedliche Bedeutungen haben, ist das Blut eine spezifisch im Arabischen wichtige Komponente: Ausdrucksweisen wie «er hat Blut», «sein Blut ist leicht», «keinen Hauch von Blut haben» zielen auf den Sympathiewert einer Person: «leichtes Blut» bezeichnet im Ägyptisch-Arabischen die Liebenswürdigkeit einer Person, «schweres Blut» dagegen eine abstoßende Wirkung (vgl. Kotb 2007).

Verkörperlichungen von Redensweisen

In der Psychiatrie haben die Somatismen Beachtung gefunden, nachdem schon Sigmund Freud sich mit der Bedeutung von Redensarten allgemein befasst hatte. Es werden bestimmte leibliche Befindlichkeiten interpretiert, die als für eine bestimmte Kultur typischer Ausdruck oder als körperliches Äquivalent seelischer Vorgänge gelten («etwas geht mir unter die Haut», «mir dreht sich der Magen», «mir bleibt die Spucke weg», «das Wasser läuft mir im Mund zusammen»).

In erklärter Sympathie mit jenen psychiatrischen Richtungen, die das Verstehen der Geisteskrankheiten «nicht mehr dem Arbeitsgebiet der Mediziner, sondern dem der Linguisten und Kommunikationsanalytiker zuordnen», führt Morton Schatzman den seit Freud in einer Flut von Literatur immer wieder neu behandelten «Fall Schreiber» letztlich auf ein Kommunikationsproblem zwischen Vater und Sohn zurück. Der Vater Schreiber «lehrte den Sohn, Wörter zu körperlichen Erfahrungen zu assimilieren». Erwiesen ist, dass der Sohn die Werte seines Vaters «verkörperte», wenn auch nicht so, wie der Vater es beabsichtigt hatte. Es ist eine interessante Frage, in welcher Weise und wie oft bestimmte Eltern ihre Kinder lehren, Wörter zu verkörpern, und ob Eltern, deren Kinder später an somatischen Beschwerden leiden, dies vielleicht besonders wirksam tun (vgl. Burger 1978).

In diesem Zusammenhang spielen nun die somatischen Phraseologismen (wie auch semantisch vergleichbare einfache Wörter) eine interessante Rolle. Schatzmann nimmt an, «dass diese Ausdrücke sich auf Ereignisse beziehen und diese widerspiegeln, die gleichzeitig, wenn auch unbewusst, im Körper dessen stattfinden, der sie gebraucht». «Ich glaube, zuweilen erlebt jeder – und manche Menschen fast ununterbrochen – in und an seinem Körper die buchstäbliche Bedeutung bestimmter Redewendungen, die er in seiner Kindheit in häufiger Wiederholung hörte. Das heißt, sie übersetzen die Wörter zurück in die

gleiche Modalität der körperlichen Erfahrung, aus der diejenigen, die die Wörter gebrauchten, sie aus ihrer Körpersphäre ableiteten» (vgl. Burger 1978). Hypochonder sind dann solche Menschen, die in besonders extremer Weise die von anderen gesprochenen Worte körperlich mitvollziehen. Schatzmann vermutet sogar, dass «das Überwiegen bestimmter körperlicher Leiden in einer bestimmten Kultur mit den in ihr gebräuchlichen idiomatischen Redewendungen im Zusammenhang steht».

So stellt er die auffällige Häufigkeit von Rückenschmerzen und -leiden in den USA und England neben die hohe Frequenz der auf den Rücken bezüglichen somatischen Idiome im Englischen («having a pain in the neck»). Gemeint ist offenbar, dass nicht nur die Sprache die Realität spiegle, sondern dass zwischen den Polen eine reale Wechselwirkung angenommen werden müsse (vgl. Burger 1978, 65). Analog zu den Leberschmerzen bei türkischen Patienten, deren Wahrnehmung auch von der Sprache hergeleitet werden mag, können Verkörperlichungen von Redensweisen vorkommen, ohne jedoch den Normalfall darzustellen.

Wenn man die Bedeutungen von festen Wortverbindungen im Allgemeinen und von Somatismen im Besonderen klassifiziert, so stellt man fest, dass es oft Emotionen und Bewertungen sind, die damit benannt werden, und zwar insbesondere solche der negativen Art: Angst, Wut, Dummheit, Neid, Betrug etc. werden überdurchschnittlich häufig phraseologisch zum Ausdruck gebracht. Der Vergleich mit anderen Sprachen zeigt Gemeinsamkeiten ebenso wie Unterschiede der Körperteilwahrnehmungen und -symbolisierungen der Sprachen.

Arbiträre semantische Prozesse

Historisch betrachtet zeigt sich verstärkt, was man auch aus einer gegenwartsorientierten Analyse ableiten kann, dass nämlich semantische Prozesse willkürlich und nicht vorhersehbar sind. Zudem zeigt sich, dass Körperteilwörter ihrerseits auf metaphorische Übertragungen zurückgehen, in-

Körper und Sprache

dem beispielsweise das Wort «Kopf» auf das lat. «cuppa» (Becher) zurückgeht oder «Hintern» (Gesäss) als Substantivierung des Adjektivs «hinter» gilt (vgl. Mellado Blanco 1999). Die historische Breite der Bedeutungsaspekte von Phraseologismen – es ist oft nicht einfach, genau zu sagen, was sie bedeuten – und ihre Entwicklung hängen auch damit zusammen, dass die Bedeutung einer solchen Wortverbindung von den muttersprachlichen SprecherInnen oft spontan motiviert und interpretiert wird, ein interessanter und sprachwandelbegründender Vorgang beim Verstehen, der in Befragungen zu Bedeutungen als sprachpsychologischer Vorgang deutlich herausgearbeitet werden kann (vgl. Häcki Buhofer 2004).

Weil die festen Wortverbindungen mit Körperteilelementen weder voraussehbar noch gänzlich verstehbar sind, wenn man sie nicht gelernt hat – obwohl der Körper eine anthropologische Gemeinsamkeit aller Menschen ist –, müssen Phraseologismen, Idio-me und Kollationen mit Körperteilelementen im Alltag und in der Schule gelernt werden. Sie werden daher zunehmend in Wörterbüchern der Phraseologie oder der Kollokationen zusammengestellt, mit einer Beispieläusserung in einen sprachlichen Kontext gestellt und erläutert. Auch die allgemeinen Wörterbücher enthalten mehr und mehr systematisch dargebotene Phraseologismen und Kollokationen mit einer korrekten Nennform, mit Beispielsätzen und, wenn nötig und möglich, auch Bedeutungserläuterungen, damit dieser interessante Bereich der Sprache genügend explizit dargestellt werden kann.

Annelies Häcki Buhofer

Literatur

Burger, Harald: Redensarten «auf der Goldwaage». In: Deutsche Sprache: Geschichte und Gegenwart, Festschrift für F. Maurer zum 80. Geburtstag. München, 1978. 55–68.

Häcki Buhofer, Annelies (2004). Schweizerdeutsche Phraseologie – Perspektiven der Veränderung. In: Palm-Meister, Christine (Ed.): Euro-phras 2000: Internationale Tagung zur Phraseologie vom 15. bis 18. Juni 2000 in Aske/Schweden. Tübingen: Stauffenburg, 183–192.

Heringer, Hans Jürgen (2004): Soma-tismen. In: Heringer, Hans Jürgen: Interkulturelle Kommunikation. Grundlagen und Konzepte. Tübingen: A. Francke.

Kotb, Sigrun (2007): Auge und Blut. Die Kulturspezifität ägyptisch-arabischer Somatismen. In: Häcki Buhofer, Annelies / Burger, Harald (Hg.): Phraseology in Motion II. Theorie und Anwendung. Akten der Internationalen Tagung zur Phraseologie (Basel, 2004). Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 219–228.

Mellado Blanco, Carmen (1999): Das bildliche Potenzial der deutschen Körperteilbezeichnungen. Eine historische Darstellung seit indogermanischer Zeit. In: Muttersprache 109, Heft 3, 246–260.

Steffeldt, Sven / Ziem, Alexander (2008): Körper-Sprache. Zur Motiviertheit von Körperteilbezeichnungen in Phraseologismen. In: Sprachwissenschaft 33, Heft 4, 455–499.

Sternkopf, Jochen (1998): Der menschliche Körper als Basiskomponente in deutschen Phraseologismen. In: Pittner, Robert J. (Hg.): Vorträge der 4. Münchner Linguistik-Tage. München: Lincom Europa.

psychotherapieausbildung.ch

Institut für Ökologisch-systemische Therapie



Weiterbildung in Psychotherapie mit systemischem Schwerpunkt

Von der FSP, SBAP und der SGPP anerkanntes Curriculum
Beginn Sommer 2013

Nächster Einführungskurs: 17. – 19.11.2011

Weiterbildung in systemischer Paartherapie

7 Module und Supervision
Beginn Sommer 2012

Fortbildungskurse

21.-22.09.2011: **Krank? Störend? Auffällig?** Verhaltensstörungen von Kindern und Jugendlichen erkennen

01.11.2011: **öffentlicher Abendvortrag: Die abenteuerliche Reise von Paaren auf der Suche nach dem Glück**

02.-03.11.2011: **(Neu)Entdeckungen im Wunderland der systemischen Interventionen**

Institut für Ökologisch-systemische Therapie:

Dr. med. H. Bruchhaus Steinert, Dr. phil. R. Frei, Lic. phil. B. Limacher
Klosbachstrasse 123, CH-8032 Zürich, +41 (0)44 252 32 42

sekr@psychotherapieausbildung.ch, www.psychotherapieausbildung.ch

Körper und Selbstkonzept

Eine Welt, die heilen kann

Das Selbstkonzept entspricht der Theorie einer Person über sich selbst. Die Forschung zum Selbstkonzept hat in der Psychologie eine lange Tradition. In vielen Modellen nimmt die Wahrnehmung des eigenen Körpers einen wichtigen Stellenwert ein. Dabei kann sportliche Aktivität sehr hilfreich sein.

Ein mittlerweile mehrfach überarbeitetes und ergänztes Modell, welches aufgrund seiner historischen und Forschungsrelevanz dennoch als bedeutende Theorie des Selbstkonzepts angesehen wird, präsentierten Shavelson, Hubner und Stanton (1976) (siehe Abbildung 1).

Dieses multidimensionale, hierarchische Modell stellt einen anschaulichen Ausgangspunkt für die Überlegung dar, dass ein generelles Selbstkonzept aus Subdimensionen unterschiedlicher Bereiche besteht. Nach dieser Sichtweise sind dem allgemeinen Selbstkonzept ein akademisches und ein nicht-akademisches Selbstkonzept untergeordnet. Diese bestehen wiederum aus Subdimensionen, welche als Teilbereiche der übergeordneten Hierarchie anzusehen sind. Nach Meinung von Shavelson et al. (1976) entspricht das Selbstkonzept einer naiven Theorie einer Person über sich selbst, welches sich in der Auseinandersetzung mit der Umwelt und als Ergebnis ständiger Rückmeldung

und eigener Interpretation herausbildet. Mummendey (1990, S. 75) versteht das Selbstkonzept als «die Gesamtheit der auf die eigene Person bezogenen Beurteilungen». Diese Definition schliesst eine emotional gefärbte Komponente der Selbsteinschätzung ein, welche in der Literatur teilweise als Abgrenzung des Selbstwerts gegenüber dem Selbstkonzept beschrieben wird (z.B. Huitt, 2009). Im Sinne Mummendey wird in diesem Text das Selbstkonzept als die Gesamtheit der Beurteilungen auf die eigene Person einschliesslich emotionaler und evaluativer Komponenten synonym zum Selbstwert verwendet.

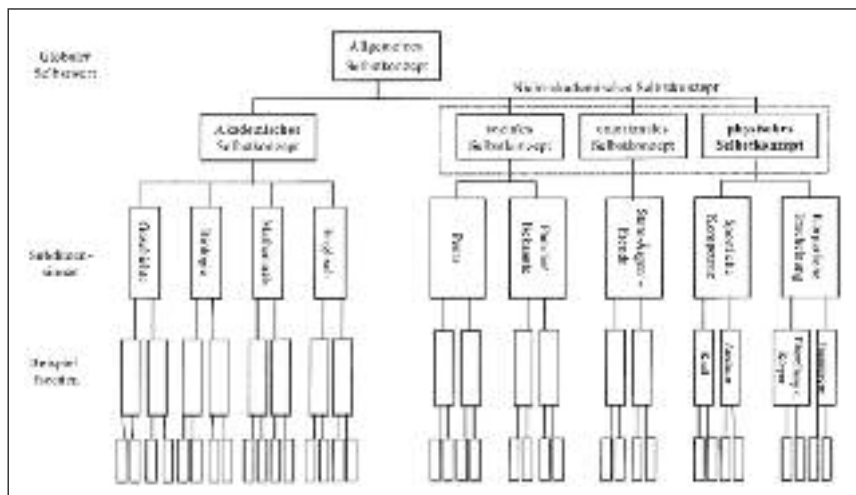
Der Körper als Problem

Nach dem beschriebenen Modell liegt dem physischen Selbstkonzept – als Teil des globalen – unter anderem die körperliche Erscheinung zugrunde. Gerade unter jungen Menschen nimmt das Erscheinungsbild einen sehr hohen Stellenwert ein. Gemäss einer australischen Studie (Mission Australia, 2008) mit 45 000 Personen zwischen 11 und 24 Jahren gehören denn auch Gedanken zum eigenen Körperbild zu den drei grössten Sorgen dieser Altersgruppe (neben Familienkonflikten und dem Umgang mit Stress). Jede vierte junge Australierin sieht ihren Körper gar als ihr momentan grösstes Problem an. Vor dem Hintergrund, dass ein negatives Kör-



Jan Rauch ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am IAP, Fachbereich Sportpsychologie. Er absolvierte ein Nachdiplomstudium in Sportpsychologie an der Sporthochschule Magglingen. 2007–2011 Doktorat in Psychologie an der Uni Zürich, seit 2007 Vorstandsmitglied der Schweizer Arbeitsgemeinschaft für Sportpsychologie (SASP).

Abbildung 1: Hierarchisches Selbstkonzept in Anlehnung an Shavelson et al. (1976), entnommen aus Stiller & Alfermann (2005).



perbild stark mit einem tiefen Selbstwert assoziiert ist, (z.B. Clay, Vignoles, & Dittmar, 2005; Davison & McCabe, 2006), liegt die Überlegung nahe, den Selbstwert einer Person über die Verbesserung des Körperbilds stärken zu können.

Sportlicher Betätigung werden im Allgemeinen gesundheitsförderliche Effekte zugeschrieben. Dies gilt nicht nur für die Physis, auch auf die Psyche werden die Auswirkungen in der Regel positiv beschrieben. Die Logik dahinter scheint denkbar einfach zu sein, wenn man den Bottom-up-Ansatz von Shavelson et al. (1976) als Grundlage betrachtet: Über sportliche Aktivität könnte beispielsweise durch Stärkung von Ausdauer und Kraft die sportliche Kompetenz gesteigert und über die positive Beeinflussung des physischen Selbstkonzepts auf das allgemeine Selbstkonzept eingewirkt werden.

Der vorliegende Text stellt eine Zusammenfassung aktueller, ausgewählter Studien rund um den Globus und die Themen Sport, Körper und Selbstkonzept dar. Im Sinne eines positiven Ansatzes werden ohne Anspruch auf Vollständigkeit vornehmlich Studien vorgestellt, welche förderliche Effekte des Sports auf Körper und Selbstkonzept beschreiben.

Die Wichtigkeit des physischen Selbstkonzepts

Die körperliche Aktivität stellt für Jugendliche zwischen dem 12. und 16. Lebensjahr einen aussagekräftigen Prädiktor für das Sporttreiben im frühen Erwachsenenalter dar. Inchley, Kirby & Currie (2011) konnten in ihrer Studie die Wichtigkeit des physischen Selbstkonzepts in Bezug auf die körperliche Aktivität unter Jugendlichen nachweisen. Hohes Kompetenzerleben bei sportlicher Aktivität erhöhte beispielsweise die Chance für körperliche Aktivität bei jugendlichen Mädchen um den Faktor 5,2 (Jungen 3,8). Die Autoren kommen zum Schluss, dass eine Notwendigkeit für frühzeitige Interventionen besteht, welche auf Fähigkeiten und Kompetenzen körperlicher Aktivität gerichtet sind. Nur auf diese Weise könnten Jugendliche ein positives Körperbild aufbauen, welches durch Kompetenzerleben im Sport gefördert wird und zu einem positiveren Selbstkonzept führt.

In dieselbe Richtung zeigen die Ergebnisse einer spanischen Studie mit 16- bis 20-Jährigen (Moreno-Murcia et al., 2011). Auch hier offenbarte sich ein positiver Zusammenhang von wahrgenommener sportlicher Kompetenz und gegenwärtiger körperlicher Aktivität. Die Autoren betonen die Wichtigkeit eines positiven physischen Selbstkonzepts in Bezug auf die körperliche Tätigkeit im Jugendalter. Dies unter anderem deshalb, weil gemäss ihrer Daten die gegenwärtige sportliche Aktivität stark mit der Intention verknüpft ist, weiterhin körperlich aktiv zu sein und einen gesunden Lebensstil zu pflegen.

Eine australische Studie (Abbott & Barber, 2011) untersuchte Unterschiede des wahrgenommenen Körperbilds

von 13- bis 18-jährigen Teilnehmerinnen verschiedener sportlicher Aktivitäten. Tatsächlich zeigten sich kleine Unterschiede zwischen den Sportarten. Der Hauptbefund kann jedoch dahingehend zusammengefasst werden, dass jegliche Sportteilnahme ein funktionaleres Körperbild zur Folge hatte, als dies bei Teilnehmerinnen ohne jegliche Sportaktivität der Fall war.

Eine äusserst lesenswerte Studie legte Gerlach (2010) vor. Anhand einer Stichprobe bei deutschen Schülern untersuchte er unter Berücksichtigung sozialer (Eltern, Lehrer, Trainer etc.) und personaler (schulisches und sportliches Selbstkonzept) Ressourcen den Zusammenhang von sportlicher Aktivität und dem Selbstwert zu unterschiedlichen Zeitpunkten (Primarschule, Sekundarschule bzw. deren Übergang). Er kam zum Schluss, dass mit der sportlichen Aktivität zusammenhängende Ressourcen von Jugendlichen vor allem dann herangezogen werden, wenn der Zugriff auf andere, zum Beispiel schulische Ressourcen erschwert ist. Dies ist gemäss dem Autor unter anderem bei sogenannten «ökologischen Wechseln» der Fall, etwa bei einem Schulübertritt. Er verweist allerdings auf die Tatsache, dass sich nur etwa die Hälfte der Jugendlichen an organisiertem Sport beteiligt und somit auf sportbezogene Ressourcen zurückgreifen kann, die andere Hälfte also «im Zugriff auf sportbezogene personale Ressourcen benachteiligt ist».

Slutzky und Simpkins (2009) untersuchten den generellen Zusammenhang zwischen physischem Selbstkonzept und der mit sportlichen Aktivitäten verbrachten Zeit. Aufgrund ihrer Studie mit Primarschülern kamen sie zum Schluss, dass ein positiver Zusammenhang zwischen der generell mit Sport verbrachten Zeit und physischem Selbstkonzept besteht, welcher seinerseits positiv auf den globalen Selbstwert einwirkt. Dieser Effekt ist gemäss den Autoren jedoch vor allem bei Teilnehmenden von Teamsportarten zu beobachten. Die auf den ersten Blick hierfür logisch scheinende Erklärung der Einbettung des Individuums in ein soziales Gefüge wird durch den Befund der weiter oben beschriebenen Studie

von Gerlach (2010) jedoch dadurch relativiert, dass «Peers innerhalb der Trainingsgruppe genau dann wichtig wurden, wenn sich als Folge des Schulwechsels die Klassengemeinschaft auflöste».

Sport kann Lebenszufriedenheit steigern

Nicht nur bei Kindern und Jugendlichen, auch bei Erwachsenen lassen sich positive Effekte des Sporttreibens auf das Selbstkonzept nachweisen. Es kann auch nicht überraschen, dass die Wahrnehmung und Bewertung des eigenen Körpers regionalen und ethnischen Aspekten und Vorstellungen unterliegt. In einer breit angelegten Studie (Won et al., 2011) wurden amerikanische und türkische Studierende mittels Fragebogen zu Wohlbefinden und körperlicher Selbstbeschreibung untersucht, wobei die amerikanischen Studenten tiefere Werte in wahrgenommenem Körperfett und physischem Selbstkonzept aufwiesen, obwohl die durchschnittliche Punktzahl des BMI-Indexes mit 26.1 um einiges höher lag als bei den türkischen Studenten (21.1).

Da die Amerikaner mehr physikalische Aktivität berichteten, steht jedoch die Frage im Raum, ob körperliche Aktivität per se bereits die Akzeptanz des eigenen Körpers erhöht, die objektiven Effekte dagegen überschätzt werden. Eine portugiesische Studie (Cruz-Ferreira et al., 2011) fand positive Auswirkungen nach einem sechsmonatigen Pilates-Training (zweimal pro Woche jeweils 60 Minuten) bei erwachsenen Frauen. Die Effekte zeigten sich neben der Lebenszufriedenheit auch bei der Wahrnehmung der eigenen körperlichen Attraktivität, der wahrgenommenen körperlichen Funktionalität und dem allgemeinen physischen Selbstkonzept.

Nun wäre es natürlich verfehlt, von der globalen Annahme auszugehen, Sport wirke in jedem Fall positiv, selbstwertstärkend und führe automatisch zum Aufbau eines gesunden Lebensstils. Vielmehr spielen weitere (personale und soziale) Faktoren eine gewichtige Rolle. Beispielsweise zeigte sich in einer Studie von Moesch, Birrer und Seiler

Körper und Selbstkonzept

(2010), dass in Sportarten mit Körperkontakt überdurchschnittlich viele gewalttätige Jugendliche vertreten sind. Diese weisen jedoch oftmals gleichzeitig auffällig ungünstige Werte in gesundheits- und stressrelevanten Bereichen auf.

Des Weiteren führt ein positives Selbstkonzept nicht automatisch zu erwünschtem Verhalten. Beispielsweise zeigen nicht-gewalttätige Jugendliche zwar oftmals hohe Werte im allgemeinen Selbstkonzept, ausgesprochen gute allgemeine sportliche Fähigkeiten (und somit positives physisches Selbstkonzept) werden aber auch oft Jugendlichen zugesprochen, welche dadurch auffallen, häufig psychologischen Druck auf ihre Altersgenossen auszuüben (Moesch et al., 2010).

Von einem kausalen Zusammenhang zwischen Sporttreiben, sportlicher Kompetenz, physischem und allgemeinem Selbstkonzept in dieser Reihenfolge kann also nicht gesprochen werden. Dennoch sind die positiven Wirkungen des Sports auf die Psyche evident und in vielfältiger Weise mit dem Selbstkonzept verknüpft.

«Der Sport ist keine heile Welt, aber eine Welt, die heilen kann», schrieb einst Gerhard Uhlenbruck. Ob jedoch wirklich «keine Stunde im Leben, die man im Sport verbringt, verloren ist» (Winston Churchill), wird sich erst noch weisen müssen.

Jan Rauch

Literatur

Abbott, B. D., & Barber, B. L. (2011). Differences in functional and aesthetic body image between sedentary girls and girls involved in sports and physical activity: Does sport type make a difference? *Psychology of Sport and Exercise*, 12(3), 333-342.

Clay, D., Vignoles, V. L., & Dittmar, H. (2005). Body image and self-esteem among adolescent girls: Testing the influence of sociocultural factors. *Journal of Research on Adolescence*, 15(4), 451-477.

Cruz-Ferreira, A., Fernandes, J., Gomes, D., Bernardo, L. M., Kirkcaldy, B. D., Barbosa, T. M., et al. (2011). Effects of Pilates-Based Exercise on Life Satisfaction, Physical Self-Concept and Health Status in Adult Women. *Women & Health*, 51(3), 240-255.

Davison, T. E., & McCabe, M. P. (2006). Adolescent body image and psychosocial functioning. *Journal of Social Psychology*, 146(1), 15-30.

Gerlach, E. (2010). The importance of personal and social resources from sport for self-esteem development. *Zeitschrift Für Soziologie Der Erziehung Und Sozialisation*, 30(3), 295-310.

Huitt, W. G. (2009). *Self-concept and self-esteem*. Educational Psychology Interactive. Valdosta, GA: Valdosta State University.

Inchley, J., Kirby, J., & Currie, C. (2011). Longitudinal Changes in Physical Self-Perceptions and Associations With Physical Activity During Adolescence. *Pe-*

diatric Exercise Science, 23(2), 237-249.

Moesch, K., Birrer, D., & Seiler, R. (2010). Differences between violent and non-violent adolescents in terms of sport background and sport-related psychological variables. *European Journal of Sport Science*, 10(5), 319-328.

Moreno-Murcia, J. A., Hellin, P., Gonzalez-Cutre, D., & Martinez-Galindo, C. (2011). Influence of Perceived Sport Competence and Body Attractiveness on Physical Activity and other Healthy Lifestyle Habits in Adolescents. [Article]. *Spanish Journal of Psychology*, 14(1), 282-292.

Mummendey, H.-D. (1990). *Psychologie der Selbstdarstellung*. Göttingen: Hogrefe.

Shavelson, R. J., Hubner, J. J., & Stanton, G. C. (1976). SELF-CONCEPT - VALIDATION OF CONSTRUCT INTERPRETATIONS. [Article]. *Review of Educational Research*, 46(3), 407-441.

Slutzky, C. B., & Simpkins, S. D. (2009). The link between children's sport participation and self-esteem: Exploring the mediating role of sport self-concept. *Psychology of Sport and Exercise*, 10(3), 381-389.

Stiller, J., & Alfermann, D. (2005). Selbstkonzept im Sport. *Zeitschrift für Sportpsychologie*, 12(4), 119-126.

Won, D., So, H., Yoo, S., Song, B., Kim, M. H., Oh, H. K., et al. (2011). Impact of Physical Activity on Physical Self-Concept: American and Turkish. [Meeting Abstract]. *Research Quarterly for Exercise and Sport*, 82(1), A21-A22.



Mehr als nur Geld verdienen!

Ein Job in einer Nonprofit-Organisation (NPO) wie einem Verein oder Verband ist eine sinnvolle Aufgabe.

Informieren Sie sich unter: www.vmi.ch

Der Körper im Film

Rezeption von Pedro Almodóvars «¡Átame!»

Die Publikumsreaktionen auf den Film «¡Átame!» («Fessle mich!») des spanischen Regisseurs Pedro Almodóvar 1990 waren heftig. Er wurde sogleich in die Sadomaso-Schublade gesteckt. Vielleicht vorschnell. Im Folgenden ein im doppelten Sinne körperlicher Ansatz, wie sich der Film auch ganz anders interpretieren liesse.

Ich skizziere kurz den Inhalt des Films. Ricki, der aus der Psychiatrie entlassen wird, will eine Familie gründen. Von Almodóvar für den Film angefertigte Marien- und Jesusbilder, die über dem Bett von Ricki und Marina, den Protagonisten, hängen, gestalten den Auftakt des Films. Ricki sucht die drogenabhängige ehemalige Pornodarstellerin und heutige Filmschauspielerin, Marina als Liebesobjekt, um eine Familie zu gründen. Er hatte mit ihr vor ungefähr einem Jahr in einer Nacht befriedigenden Sex. Er entführt sie, fesselt sie an ihr Bett, um ihr das Lieben beizubringen. Später flieht sie mit der Hilfe ihrer Schwester aus ihrem scheinbaren Gefängnis, um sich vor einem verfallenen Haus in der Nähe von Rickis Geburtsdorf in der Extremadura mit ihm wieder zu vereinigen. Ihrer Flucht war eine Liebesnacht vorangegangen. Ricki, der verletzt in die gemeinsame Wohnung zurückkehrte, weil ihn eine Rauschgiftbande aus Rache zusammengeschlagen hatte, wird von Marina leidenschaftlich verführt. Nach dem Wiedersehen in Rickis Dorf fahren Marina, ihre Schwester und Ricki zurück nach Madrid. Marina sitzt am Steuer, neben ihr auf dem Beifahrersitz hat ihre Schwester Platz genommen. Ricki befindet sich auf dem Rücksitz des Autos.

Im Anschluss an eine Projektion des Films im Cervantes Institut in Frankfurt fand eine Diskussion mit den Zuschauerinnen und Zuschauern statt. Sie zeigten sich beeindruckt von dem Film. Eine Diskutantin bezeichnete den Film als frauenverachtend, weil Marina sich fesseln lässt, später aber leidenschaftlichen Sex mit Ricki hat. Insbesondere wird auf die Gewalt verwiesen, mit der dieser Marina behandelt, indem er sie entführt, zusammenschlägt und sie fesselt. Der Film

inszeniere die Perversion des Sadisten Ricki und die der Masochistin Marina. Ich war erstaunt über diese Reaktionen und überdachte im Anschluss an die Diskussion meine Reaktion auf den Film, die sich grundlegend von den vorgetragenen Äusserungen unterschied. Für mich inszenierte der Film eine zärtliche, wenn auch verrückte leidenschaftliche Liebesbeziehung zwischen den Protagonisten, die allerdings die herkömmlichen Liebesbeziehungen zwischen Mann und Frau in Frage stellte, indem der Film ihre Karikatur gestaltete. Ricki hatte Marina ein Herz aus Schokolade geschenkt, das er auf dem Weg von der Psychiatrie und in der Suche nach Marina kaufte. Obgleich Marina mit der Hilfe ihrer Schwester aus der gemeinsamen Wohnung mit Ricki flieht, so nimmt sie jedoch das Schokoladenherz mit, um die Erinnerung an den leidenschaftlichen Sex, zu dem sie Ricki verführt hatte, wach zu halten. Ricki tätigt zwei Käufe, die des Seils, um Marina zu fesseln und des Heftpflasters, um Marina den Mund zuzukleben, damit sie in seiner Abwesenheit nicht um Hilfe schreien kann. Als er das Seil kauft, prüft er im Geschäft die Dicke des Seils. Er will Marina mit dem Seil nicht wehtun und entscheidet sich für den Kauf eines groben Seils. In der Apotheke, in der er das Heftpflaster ersteht, prüft er verschiedene Marken, indem er die Pflaster an sein Gesicht hält, um herauszufinden, welches das weichste ist, um ihr nicht unnötig Schmerzen zu bereiten. Beide Käufe sprechen von seiner naiven, spontanen Fürsorglichkeit für Marinas Wohlbefinden. In der Szenensequenz, in der Marina Rickis, von der Gang zerschlagenes Gesicht, vorsichtig mit Alkohol säubert und ihn dann leidenschaftlich verführt, ergreift Marina die Rolle der Handelnden, vor allem derjenigen, die Sex einfordert und ihn mit Ricki lebt, während dieser sie zwar gefesselt, nicht aber sexuell verführt hatte. Eine der Eingangsszenen des Films hatte bereits auf Marinas Verführungslust aufmerksam gemacht. Sie trägt ein Minikleid und zieht ihren Slip aus mit der Begründung, «er trage unter ihrem Kleid zu sehr auf».



Mechthild Zeul, Dipl. Psych., Dr. phil., ist Psychoanalytikerin, niedergelassen in eigener Praxis in Frankfurt a.M. und Madrid. Langjährige Redaktorin und Mitherausgeberin der Zeitschrift «Psyche», zahlreiche Veröffentlichungen zu Psychoanalyse und Weiblichkeit, psychoanalytische Krankengeschichten, Psychoanalyse und Film. Publikationen: «Das Höhlenhaus der Träume. Filme, Kino & Psychoanalyse» (2007), zuletzt: «Pedro Almodóvar, Seine Filme, sein Leben» (2010).

Film-Körper und Zuschauer-Körper

Zwei Zugänge zum Film, die meine Reaktion methodisch und theoretisch erklären können, sollen im Folgenden dargestellt werden. Es handelt sich dabei, psychologisch verstanden, zum einen um eine Wahrnehmung, die von Regression gekennzeichnet ist, in der es wesentlich um körperliche Vorgänge geht, und zum anderen um mein Wissen darum, dass die almodóvarschen Filmfiguren in den meisten Fällen von der Queer-Theorie geprägt sind.

In neueren filmtheoretischen Veröffentlichungen (vgl. insbes. Elsaesser/Hagener 2007) wird auf die körperliche Interaktion zwischen Film und Zuschauer vor dem Hintergrund eines phänomenologischen Ansatzes verwiesen. «Entscheidend ist (...) die

Der Körper im Film

Kontinuität zwischen den physiologischen und affektiven Reaktionen des eigenen Körpers und dem, was auf der Leinwand vorgeht. Ein phänomenologischer Ansatz betont also (...) die Verbindung und Kontinuität zwischen Zuschauer und Film (ebd., S. 151). Elsaesser und Hagener postulieren den Körper als eine «unteilbare(n) Kommunikations- und Wahrnehmungsfläche» (ebd., S. 140) und betonen, dass die phänomenologische Schule von einer «Faszination für den menschlichen Körper, seine(r) Oberfläche und Verletzlichkeit» (ebd., S. 140) ausgehe; gemeint ist dabei insbesondere die Haut. Wie später auszuführen sein wird, unterscheidet sich mein Ansatz der Bedeutung des Körpers des Zuschauers für den Film und die körperliche Gestaltung von Film theoretisch von den von Elsaesser und Hagener vorgelegten Thesen, wenngleich ich auch zu dem Ergebnis eines Aufeinanderbezogeneins von Film-Körper und Zuschauer-Körper komme.

Es handelt es sich aus meiner Sicht bei dem körperlichen Bezug zwischen Zuschauer und Film auf der Seite der Zuschauer um eine Regression auf eine frühe orale Objektbeziehung, die sich nach Lewin (1950) durch die Prozesse des Essens, des Gegessen-Werdens und des Schlafens (Sterbens) auszeichnet. Der Film seinerseits simuliert mit seinen technischen Mitteln eben diese frühe orale Beziehungsstruktur. Ohne auf den phänomenologischen Ansatz zurückzugreifen, hatte ich in meinem Buch *Das Höhlenhaus der Träume* (Zeul 2007) auf dieses enge Zusammenspiel zwischen Zuschauer und Filmbildern verwiesen unter Verwendung der von René Spitz (1955) vorgelegten Theorie über die frühesten taktilen Wahrnehmungen des Säuglings, die in der Mundhöhle stattfinden. Spitz sieht auch in der Haut des Säuglings ein Organ der Kontaktwahrnehmung. Für den Autor handelt es sich bei der taktilen Reizung der Haut jedoch «um das Echo eines Erlebens (...), das analog dem Durstgefühl im Munde ist» (ebd., S. 652). Dies bedeutet, dass die Berührung der Haut zunächst als Unlust erlebt wird, da diese nun der Trocken-

heit ausgesetzt ist und nicht mehr, wie vor der Geburt, vom Fruchtwasser umspült wird.

Entgegen der Annahme Bertram Lewins (vgl. insbes. 1946, auch 1953), dass die erste Wahrnehmung des Säuglings die visuelle der Mutterbrust sei, kann Spitz anhand von Säuglingsbeobachtungen nachweisen, dass die primitivste Wahrnehmung eine taktile ist, zu der sich erst ab dem zweiten Lebensmonat die visuelle Wahrnehmung hinzugesellt. Der Säugling blickt – so Spitz – bei der Fütterung in das Gesicht der Mutter und kann aufgrund der geringfügigen Entfernung gar nicht die mütterliche Brust wahrnehmen. Es kommt beim Trinken an der Mutterbrust oder aus der Flasche zu einer Einheit zwischen taktiler und visueller Wahrnehmung, einerseits blickt der Säugling in das Gesicht der Mutter, zugleich fühlt er die Milch in seinem Mund. «Wenn das Kind ge-

stillt wird und gewisse Sinnesreizungen in der Mundhöhle erfährt, während es zugleich das Gesicht der Mutter anstarrt, so vereinigen sich ihm die taktilen und die visuellen Wahrnehmungen, die ja Wahrnehmungen einer Gesamtsituation sind, zu einer undifferenzierten Einheit, einer «Gestalt», in welcher jedes Teilerlebnis für das Gesamterlebnis steht» (ebd., S. 648). Die These, dass das Gesicht der Mutter und insbesondere ihre Augen das erste Wahrnehmungsobjekt des Säuglings darstelle, wird später vom Säuglingsbeobachter Daniel Stern (insbes. 1977; 1985) bestätigt. Sowohl Spitz als auch später Stern betonen die Interaktion, die zwischen Mutter und Säugling im Prozess des Wachstums stattfindet. Spitz tut dies von objekt-, beziehungs- und triebtheoretischer Seite, während Stern von einer interaktionellen Theorie bei der Organisation seiner Mutter-Säuglings-Beobachtungen ausgeht. Beide sich der Psychoanalyse verdankenden Wahrnehmungstheorien dienen mir dazu, die körperliche Nähe von Film und Zuschauer, die selbstverständlich nicht von ihrer Affektivität zu trennen ist, zu betonen. Wie aus diesen Ausführungen ersichtlich wird, krieche ich gleichsam in den Zuschauer-Körper hinein, indem ich körperlich affektive Vorgänge benenne, die sich auch im Film wieder finden lassen.

«Repräsentanz der Urhöhle»

Nun handelt es sich bei der Filmrezeption freilich nicht um die Wahrnehmungen, die der Säugling im Akt des Stillens wahrnimmt. Bekanntlich befindet sich ja der Erwachsene auf der Stufe der «Wort-Symbole» (Spitz 1955, S. 665), im Traum allerdings kann er auf die Stufe der visuellen, der Bildwahrnehmung regredieren. Sicherlich finden im Erwachsenenleben auch Wiederbelebungen statt, die sich in der Suche nach bedingungsloser, unhinterfragbarer Sicherheit äussern, die Spitz der «coenästhetischen Organisation» (ebd., S. 659) zugeordnet hatte, in der die Wahrnehmung ganzheitlicher Natur ist, wenn die Milch aus der Flasche oder aus der Brust der Mutter zum «postnatalen Durstlö-

Sur les murs

les photos de femmes nues,
découpées.

L'espace est humide, dissout.
Espace élémentaire.
Les hommes sont dedans.

Ni yeux, ni bouche, ni oreilles.
Ils respirent seulement, je
sens la pure respiration des hommes,
à l'intérieur.

An den Wänden

die Fotos nackter Frauen,
ausgeschnitten.

Der Raum ist feucht, aufgelöst.
Elementarer Raum.
Darin die Männer.

Weder Auge noch Mund, noch
Ohren.
Sie atmen nur, ich
spüre den reinen Atem der Männer
da drinnen.

Leslie Kaplan:
Das Buch der Himmel

Der Körper im Film

scher» (ebd., S. 647) wird, innere und äussere Reizung als nicht voneinander unterscheidbar wahrgenommen wird. Auf die postulierte Einheit zwischen Film-Körper und Zuschauer-Körper bezogen, lässt sich die These formulieren, dass der Film in der Lage ist, mit seiner Bilder- und Musikwelt diese erwähnten Regressionen im Zuschauer auszulösen. Dies ist aber nur dann möglich, wenn in diesem eine innere Bereitschaft besteht, aufgrund seiner eigenen körperlichen Verfassung – um mit Spitz zu sprechen – die «Repräsentanz der Urhöhle» (ebd., S. 665) wieder zu besetzen.

Mit den beiden Protagonisten, Marina und Ricki, erschafft Almodóvar einmal mehr – wie auch in anderen seiner Filme – groteske Figuren, die nur über die Queer-Theorie zu verstehen sind, die sich abseits und jenseits gängiger Normen bewegen und diese durch ihr Anderssein in Frage stellen. Ricki und Marina spielen herkömmliche Familie, wenn sie es sich gemütlich am Esstisch machen, gemeinsam – wie ein traditionelles Paar – das Badezimmer benutzen. Die Marien- und Jesusbilder, die zu Beginn des Films zu sehen waren, hatten die Zuschauer ja darauf aufmerksam gemacht, dass sich in dem Zimmer, in dem die Bilder an der Wand hängen, Dinge zutragen, die mit überlieferten Normen nicht zu begreifen sind. Wenn meine Gesprächspartner nach der Aufführung des Films von Perversion und Sadismus sprechen, halten sie, soziologisch verstanden, an althergebrachten gesellschaftlich und psychologisch immer schon geltenden Normen fest, in der eine Liebesbeziehung nicht über körperliche Gewalt und körperliche Fesselung zustande kommt.

Mechthild Zeul

Literatur

Elsaesser, Th. / Hagener, M. (2007): Filmtheorie zur Einführung. Hamburg (Junius).

Lewin, B. (1946): Sleep, Mouth and the Dream Screen. In: *Psychoanal. Quart.* 15, 419–434.

ebd. (1950): Das Hochgefühl. Zur Psychoanalyse der gehobenen, hypomanischen und manischen Stimmungen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1982.

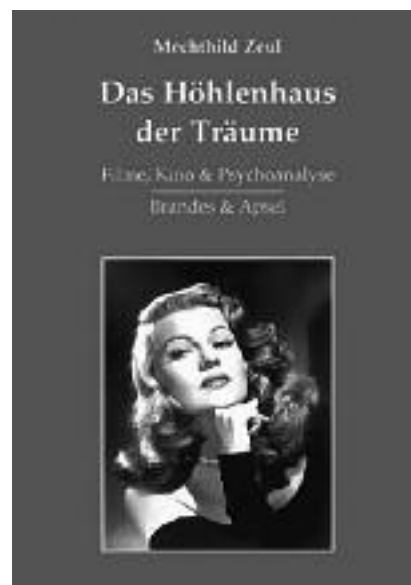
ebd. (1953): Reconsideration of the Dream Screen. In: *Psychoanal Quart.* 22, 174–199.

Spitz, R. (1955): Die Urhöhle. In: *Psyche – Z. Psychoanal.* 9, 641–667.

Stern, D. N. (1977): Mutter und Kind. Die erste Begegnung. Stuttgart (Klett-Cotta) 1979.

ebd. (1985): Die Lebenserfahrung eines Säuglings. Stuttgart (Klett-Cotta) 1992.

Zeul, Mechthild (2007): Das Höhlenhaus der Träume. Film, Kino & Psychoanalyse. Frankfurt a.M. (Brandes & Apsel).



SAGKB Schweizer Arbeitsgemeinschaft für Katathymes Bilderleben
GSTIC Groupement Suisse de Travail d'Imagination Catathymique
KIP Katathym Imaginative Psychotherapie

UNSERE LUPE: IMAGINATION IN DER PSYCHOTHERAPIE Das Arbeiten mit begleiteten Tagträumen

70. Schweizer Seminare KIP in Thun (3. - 6. November 2011)

Postgraduale Weiter- und Fortbildung in psychodynamischer Psychotherapie KIP mit Selbsterfahrung

● Angebote zum Kennen lernen

Theorieseminare: 03. 11. 2011 (14.00 - 19.00 Uhr)

- Einführungsseminar für Grundversorger
- Externe Fallsupervision und interne Fallbesprechung
- Einführung in die Methodik der Gruppentherapie
- Einführung in das Werk von D.W. Winnicott
- Die «störungsspezifische» Therapie der Depression

Einführungskurs (Stufenseminar A): 04. 11. bis 06. 11. 2011

Einführung in das Verfahren KIP: Theorie und Praxis, Selbsterfahrung in Katathymen Imaginationen

● Kontinuierliche Weiter- und Fortbildung

04.11. bis 06.11. 2011 Diverse Theorie-, Stufen- und Spezialseminare

Aktuelles Seminarprogramm und weitere Informationen: www.sagkb.ch
 Anmeldeschluss: 4. Oktober 2011

Sekretariat SAGKB/GSTIC: Jeanette Wengler, Marktgasse 55, Postfach, CH 3000 Bern 7
 Telefon 031 352 47 22, E-mail: info@sagkb.ch, www.sagkb.ch

Die Weiterbildung erfüllt die Anforderungen zur Erlangung des Titels
 Fachpsychologe für Psychotherapie FSP

Biomechanik

Vom Leib zur Technik

Gelenke, Sehnen, Knorpel, Knochen: Der menschliche Körper ist ein Wunderwerk der Biomechanik. Der Körper steht aber genauso am Anfang der Technik. – Eine Spurensuche mit Thomas Järmann, Ingenieur, Physiker, Professor für Medizintechnik und passionierter Bergsteiger.

Der Berg bleibt ein Berg. Und der Berggänger bleibt ein Berggänger. Das ist von jeher so. Was dagegen nicht bleibt, ist das Drumherum. «Wir leben heute gewissermassen in der Gore-Tex-Ära», stellt Thomas Järmann schmunzelnd fest. *Schlaue* Technologie hat Einzug in die raue Welt der kargen Wanderpfade und der hochalpinen Skitourenverläufe gehalten. Die Notfall-App der Rega oder eben die «intelligente» Gore-Tex-Jacke gehören quasi zur Grundausstattung jedes Berggängers. «Es handelt sich dabei um tolle Hilfsmittel», sagt der erfahrene Berggänger aus Zürich. Thomas Järmann ist Physiker, Ingenieur und Professor an der School of Engineering, einer Teilschule der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW). Mit welchem Auge verfolgt der 43-Jährige die technischen Entwicklungen der jüngsten Gegenwart. Sein geübter Blick weiss, was sich hinter raffinierten Displays und smarten Funktionen versteckt. «Technik bewirkt enorm viel Gutes und Eindrückliches. Sie wirkt aber auch stark in unser Leben ein. Und dies darf nicht vergessen werden.»

Komplementär und substituierend

Der Mensch ist ein Natur- und Kulturwesen. Dies zeichnet ihn aus. Er besitzt einen Leib und einen herausragenden Geist. Diesen Geist setzt er für seine Zwecke selbstsicher, überaus geschickt und ungemein effektiv ein; den eigenen Leib hingegen verbindet der Mensch oft mit Klage, Ohnmacht und grossem Bedauern.

Aus einer philosophisch-anthropologischen Sicht schafft die Technik als Hilfsmittel das, was der nackte Mensch aus sich heraus nicht schafft: die grösstmögliche Abwendung seiner körperlichen Bedürftigkeit und Not

sowie die grösstmögliche Hinführung des Menschen zu grenzenloser Freiheit.

Die Erfindung des Rades hat den Menschen beispielsweise in die Lage versetzt, grosse Lasten innerhalb einer zumutbaren Zeitspanne und mit vernünftigem Einsatz von Muskelkraft von einem Ort A nach einem Ort B überzuführen. Technik setzt in dieser Hinsicht dort an, wo unser Körper Ergänzung und Verstärkung benötigt. Ein Fernglas lässt das Auge detailsicher in die Weite blicken, und ein Lautsprecher verstärkt jede noch so zarte Stimme.

Der Mensch benötigt obendrein auch Entlastung. Müssen wir aus beruflichen Gründen eine bestimmte Menge von Daten verarbeiten, nutzen wir mit Vorteil eine leistungsfähige Software, die per Tastendruck das fehlerlos zuwege bringt, was uns andernfalls Stunden ärgerlicher Kleinstarbeit gekostet und grösste Konzentration abverlangt hätte. Technik entlastet Körper und Geist und erschafft eine komplett neue Wirklichkeit, die direkt auf uns zurückwirkt. «Denken wir da nur mal an die Medizintechnik. Ein neues Hüftgelenk greift sogar in das Innere unseres Körpers ein und hebt damit im Idealfall die verloren gegangene Lebensqualität», erklärt Järmann.

Das heisst: Technikanwendungen gleichen in diesem Sinne Mängel und Schwächen unseres Körpers aus. Technik ist komplementär und substituierend und eine der grossen Errungenschaften des Kulturwesens Mensch. «Wer eine Brille oder Kontaktlinsen trägt, weiss um den grossen Nutzen der entsprechenden Technologie und der Technik.» Der Körper (und mit ihm auch der Geist) des Menschen tritt damit in eine Art Symbiose mit der Technosphäre – dem riesigen Park an technischen Maschinen, Apparaten, Geräten und technologischen Verfahren, die den Menschen allenthalben umgeben und durchdringen. Doch nicht nur dies: Durch technologische und technische Errungenschaften erschliesst sich der Mensch ganz neue Erfahrungsräume. Die Technosphäre ist eine eigene Welt, in die der Körper des Menschen einge-



Dr. Thomas Järmann ist Ingenieur, Physiker und gegenwärtig Professor für Medizintechnik an der School of Engineering der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) in Winterthur.

bettet ist. «Der Mensch überschreitet körperliche Beschränkungen und drängt in makro- und mikroskopische Bereiche vor», sagt Thomas Järmann. Der Mensch entledigt sich vieler elementarer Fesseln der Natur und erfindet in zahlreichen Schöpfungsakten Gegenstände, «die für ihre Erfindung nicht einmal mehr Vorbilder aus der Natur bedürfen», so der Ingenieur und Physiker. «Das ist das unglaublich Faszinierende an der Technik. Sie verschiebt unseren Aktionsradius immer weiter hinaus.»

Technik als Verführerin

Und diese Zusammenhänge lassen sich am Berg wunderbar beobachten und nachzeichnen. «Noch vor wenigen Jahren rüsteten sich einzig Bergführer oder eingefleischte Bergsteiger mit teurer Gore-Tex-Bekleidung oder GPS-Geräten aus. Heute scheint das bei gewöhnlichen Gelegenheitswanderern zum Normalpaket zu gehören.»

Diese *Technik* ergänzt, unterstützt und ersetzt – und *verführt*. Denn es kommt bisweilen vor, dass Berggänger

Biomechanik

ihre körperlichen Grenzen vorschnell oder unbedacht überschreiten. «Technik löst hier eine gewisse Breitenwirkung aus. Dies kann die Risikobereitschaft erhöhen, was dann allenfalls zu Unfällen führt.» Vor allem dann, so der Ingenieur und Physiker, wenn sich der Mensch dank der Hightech-Ausrüstung – sprich: der Technik – in falscher Sicherheit wähnt.

Somit ist Technik ist nicht nur grosse HelferIn, UnterstützerIn und ErmöglicherIn, sie lauert ebenfalls als grosse VerführerIn. Und wie jede Verführung wirft sie den Menschen – und in diesem Fall vor allem seinen leicht verletzbaren nackten Körper – irgendwann wieder auf sich selbst zurück. Der Körper bleibt ein Körper. Seine Schwächen bleiben Schwächen.

Claudio Moro

SBAP.

Schweizerischer Berufsverband für Angewandte Psychologie
Association Professionnelle Suisse de Psychologie Appliquée
Associazione Professionale Svizzera della Psicologia Applicata

Schweiz. Berufsverband für Angewandte Psychologie
in Zusammenarbeit mit ZHAW IAP und Carelink

NOTFALLPSYCHOLOGIE

Am 27./28. Januar 2012 startet erneut die **NNPN** zertifizierte SBAP. Ausbildung in Notfallpsychologie. Vermittelt werden aktuelles Wissen und die Kompetenz zur psychologischen Akut- und Krisenintervention in Notfallsituationen, sei es im Alltag oder bei Gross-Schadenereignissen.
Zielgruppe: PsychologInnen, SozialpädagogInnen, Pflegepersonal, PädagogInnen, Einsatzkräfte und Notfallseelsorger

Kursdaten 2012: 27./28. 1., 3./4.2., 24./25.2., 16./17.3., 20./21.4. und 25./26.5.2012
Kosten: 6 Module CHF 3'750.-
Prüfungskosten inkl. Zertifikat CHF 300.-
Detailprogramm und Anmeldung:
info@sbap.ch oder Tel. 043 268 04 05

Weiterbildung Systemische Therapie und Beratung

Themenspezifische Module (für PsychologInnen und ÄrztInnen mit systemischer Grundausbildung)

- **Sexualität in der Paartherapie.** 28. - 29. Oktober 2011
- **Psychotherapieforschung und Qualitätsicherung.** 9. - 10. Dezember 2011
- **Systemische Therapie bei spezifischen Diagnosen.** 2. - 3. März 2012

Weiterbildungen für alle interessierten Fachleute

- **Langjährige Liebe und leidenschaftliche Sexualität.** Das Seminar zum Buch: «Lieben ein Leben lang». Birgit Dechmann und Elisabeth Schlumpf. 19. - 20. September 2011
- **Stressbewältigung durch Achtsamkeit.** Susanna Püschel und Yuka Nakamura. 1. - 2. Dezember 2011
- **«ich schaff's»** das lösungsorientierte Programm für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Thomas Hegemann. 5. - 6. Dezember 2011
- **Einführung in die Ego State Therapie.** Die Psychotherapie des geteilten Selbst. Kai Fritzsche. 24. - 25. Februar 2012
- **Die Kraft der Mehrgenerationenperspektive.** Systemchoreografien und Skulpturen. Gunther Schmidt. 9. - 10. März 2012



Institut für systemische Entwicklung
und Fortbildung

Programme/Anmeldung/Informationsabende: www.ief-zh.ch, IEF Institut für systemische Entwicklung und Fortbildung, Voltastrasse 27, 8044 Zürich, Telefon 044 362 84 84, Fax 044 362 84 81, ief@ief-zh.ch

Buddhismus

Die Körperlichkeit des Buddha Shakyamuni

Obschon der Buddhismus anders als Judentum, frühes Christentum und Islam die Abbildung heiliger Wesen nie verwarf, galt zunächst, dass spirituelle Erkenntnisse nicht dargestellt werden können, weil sie die Vorstellungskraft übersteigen. Erst mit der Drei-Körper-Lehre wurden figurative Buddha-Darstellungen als Meditationsobjekt möglich.

Laut Legenden wurde der historische Begründer des Buddhismus im 5. Jh. v. Chr. als Siddhartha Gautama in einer Fürstenfamilie im Grenzgebiet zwischen Indien und Nepal geboren. Nach seiner Geburt sagten herbeigerufene Weise voraus, dass aus ihm ein grosser Weltenherrscher oder aber ein religiöser Führer würde. Der junge Prinz lebte in einem von allen leidvollen Dingen der Welt abgeschlossenen Palast inmitten von Vergnügen, Schönheit und Luxus. Alle Sinnesgenüsse wurden ihm zuteil. Gemäss dem Mythos gelangen dem Prinzen trotzdem mehrere unerlaubte Ausfahrten, bei welchen er erstmals mit Alter, Krankheit und Tod konfrontiert wurde. Anlässlich dieser Erlebnisse kam Siddhartha zur Einsicht, dass das Leben voller Leid sei. Er suchte nach einem Weg, diesen Kreislauf des Leidens zu durchbrechen, verliess den Palast seines Vaters und widmete sich lange Jahre der Meditation und Geistesschulung. Er entwickelte dabei eine Methode, die zu seiner Erleuchtung, der Erkenntnis der höchsten Wahrheit führte. Aus diesem Grund erhielt er die Ehrenbezeichnung Buddha Shakyamuni, der Weise aus dem Shakyas-Geschlecht. Das Wort Buddha stammt von der Sanskrit-Wurzel *budh*, die «aufwachen», «wach sein», «wachen», «erkennen», «wahrnehmen» oder «verstehen» bedeutet.

Buddha als Nicht-Bildnis

Auf ausdrücklichen Wunsch der Götter gab Siddhartha seine Erfahrungen weiter. Mit dem Tod seines menschlichen Körpers ging er ins Nirwana ein, in einen Zustand, der durch keinen Wind der Leidenschaften gestört werden kann. Nirwana bedeutet auch das Verlöschen jeglicher Anhaftung sowie

Ursachen für die samsarische Existenz und das Ende vom Kreislauf der Wiedergeburten. Nach seinem Tod wurde die Asche des Buddhas sorgfältig in acht Reliquienbehälter verwahrt und in acht verschiedene Stupas gelegt. Der Ursprung des Stupas ist ein kupelförmiger Erdhügel zur Aufnahme der sterblichen Überreste bedeutender Menschen weltlicher oder spiritueller Art. Solche Hügelgräber finden sich seit frühesten Zeiten auf der ganzen Welt. Im buddhistischen Kulturkreis waren die ersten Stupas reine Reliquienschreine zur Aufnahme von Asche des historischen Buddhas. Es gibt auch Stupas, in denen persönliche Gegenstände von ihm eingeschlossen wurden.

Man geht davon aus, dass sich der ursprüngliche Stupa-Hügel zu einem Gedächtnismonument mit vielschichtiger Symbolik entwickelt hat, in dem die Vorstellung der Universalität im Buddhismus visualisiert wurde. Der Stupa wurde auch als Abbild der Verkörperung der Lehre und damit des eigentlichen Wesens des Buddhas angesehen, das unvergänglich ist, da es niemals in greifbarer Form existiert und alle Vorstellungen von Sein und Nichtsein transzendiert. Dies war vor allem in den Zeiten der Fall, als Buddha-Darstellungen noch nicht Bestandteil der religiösen Praxis geworden waren. Für die frühen Buddhisten waren Stupa-Monumente zusammen mit dem Bodhi-Baum in Bodhgaya die wichtigsten Symbole der Verehrung. Mit dem aufkommenden Kult der Verehrung von Buddha-Statuen etwa im 1. Jh. unserer Zeitrechnung verlor der Stupa wesentlich an Bedeutung und wandelte sich im Lauf der Zeit vom Reliquiar mit sterblichen Überresten des historischen Buddhas zu einem allgemeinen Symbol des Buddhismus. Anders als im Judentum, dem frühen Christentum und dem Islam hat der buddhistische Glaube die Darstellung heiliger Wesen als lebende Wesen nicht verworfen, dennoch galt, dass die entscheidenden spirituellen Erkenntnisse die menschliche Vorstellungskraft übersteigen und nicht in Worten beschrieben oder in der Kunst dargestellt werden können. Deshalb



Penelope Tunstall, geboren 1970, studierte Kunstgeschichte Ostasiens, Sinologie und Politologie in Zürich sowie Sinologie in Hongkong und Peking. Sie macht Führungen im Museum Rietberg in Zürich und ist Paralegal bei der Marken- und Patentkanzlei Isler & Pedrazzini in Zürich.

wurden in der frühen Kunstform, die Figürlichkeiten weggelassen oder man beschränkte sich auf den Gebrauch nicht-ikonischer Figuren. In den ältesten noch bestehenden Reliefs aus den 1. und 2. Jh. v. Chr. aus Bharhut und Sanchi werden die Ereignisse im Leben des historischen Buddhas minutiös wiedergegeben. Der Buddha selbst hingegen wird nicht in menschlicher Form dargestellt. Seine Anwesenheit wird durch symbolische Motive wie einen Baum, einen Thron oder Fussabdrücke angedeutet. Auf diese Weise beginnt die künstlerische Gestaltung des Buddha-Bildnisses als Nicht-Bildnis, denn die wahre Essenz seines Wesens kann weder in Worte gefasst noch bildnerisch dargestellt werden. So gilt im Buddhismus eher das Gebot: Du *kannst* dir kein Abbild des göttlichen Wesen machen, statt: Du *solst* dir kein Abbild machen (Exodus 20,4).

Die Drei-Körper-Lehre

Der indische Buddhismus trat etwa 500 Jahre nach dem Tod des histori-

Buddhismus

schen Buddhas im 1. Jh. n. Chr. in eine neue Entwicklungsphase ein. In der Lehre des Mahayana steht nicht mehr die historische Buddha-Figur im Zentrum, sondern vielmehr der transzendente, göttliche Charakter der allen Wesen innewohnenden Buddha-Natur. Der Mahayana-Buddhismus trug ebenfalls dem Bedürfnis der Menschen nach einer transzendenten, göttlichen Realität Rechnung, in welcher der Buddha sowie sämtliche Buddhas in Vergangenheit und Zukunft als überweltliche Wesen mit unendlich vielfältigen Körpern betrachtet wurden, welche an keine zeitliche Bedingtheit gebunden sind. Daraus entwickelte sich die Drei-Körper-Lehre, die davon ausgeht, dass ein Buddha mit dem Absoluten eins ist und sich in der relativen Welt nur verkörpert, um allen Wesen zu helfen. Sein irdischer, vergänglicher Körper wird *Ausstrahlungs-* oder *Formkörper* genannt. In den Buddha-Paradiesen existieren die Buddhas in ihren *Freudekörpern* frei von jeglicher Dualität der Erdenwelt. Die eigentliche allwissende Natur des Buddhas und dessen transzendente, ewige Wirklichkeit aber bestehen nur im *Wahrheitskörper*.

Auf diese Weise wurde es nun möglich, ein körperliches Bildnis von Buddha zu schaffen. Die Buddha-Darstellung zeichnet sich dadurch aus, dass sie als das Abbild eines aussergewöhnlichen Wesens verstanden wurde. So entstand aus dem historisch realen Körper heraus ein zweiter, gleichsam idealer Körper, der 32 oder gar 80 besondere Merkmale aufweist, welche in den buddhistischen Schriften aufgeführt werden. Sie spielen eine gewisse Rolle bei der Herausbildung der Vorstellung eines imaginären, mit Deutungen und symbolischen Gehalten aufgeladenen Körpers, die gleichwohl auf der Ebene der Vorstellungen die materiellen Darstellungen des zum Buddha gewordenen Siddharta mitprägen. Seitdem die Gestalt des Buddhas in der Kunst dargestellt wird, werden diese Werke als die physische Repräsentation eines historischen Menschen verstanden, nämlich als die Darstellung des Buddha Shakyamuni.

Die wichtigsten Merkmale sind der Punkt auf seiner Stirn, eine abstrahierte Haarlocke, was das Zeichen seiner Erleuchtung ist. Auch die Erhebung auf seinem Kopf steht für seine Erkenntnis der höchsten Weisheit. Die langen Ohrläppchen wiederum deuten seine adelige Herkunft an, denn als Prinz trug er schweren Schmuck, der seine Ohren in die Länge zog. Bekleidet ist er mit einem einfachen Gewand aus zwei umgenähten Stoffbahnen. Hinzu kommt als weiteres Merkmal, dass der Buddha entweder sitzt, steht oder liegt.

Die künstlerische Darstellung diene der Verherrlichung des Buddhas und seiner Lehren. Daher erschliesst sich die Kunst nicht durch die üblichen kunsthistorischen Kriterien, sondern muss im Kontext der lebendigen Praxis des Buddhismus interpretiert werden. Nur die in diesen Weg Eingeweihten sind in der Lage, die geheimen Bedeutungen der Attribute, Farben und Gesten, die in Statuen und Malereien dargestellt sind, ganz zu verstehen.

Greifbarkeit durch Bezug zum Körper

In einer Kunst, die ausschliesslich um ihrer Verwendung in der religiösen Praxis oder zur Veranschaulichung buddhistischer Lehrinhalte wegen geschaffen wird, bleibt dem schaffenden Künstler nur äusserst geringfügige künstlerische Freiheit. Vielmehr versteht er seine Arbeit als religiöse Übung, als Privileg, durch das er Verdienst auf seinem persönlichen Weg zur Erleuchtung ansammeln kann.

Solche guten Taten können gemäss buddhistischem Verständnis die schlechten Handlungen und Gefühle, die den Menschen auf dem Weg zur Erleuchtung im Weg stehen, vermindern. Auch der Auftraggeber einer Malerei oder einer Statue versteht seinen Auftrag als einen verdienstvollen frommen Akt, den er manchmal mit seinem Namen auf der Arbeit kennzeichnen lässt.

Verehrt der Gläubige nun die Figur oder das Bild, wendet er sich nicht an das Objekt an sich, sondern an die ihm innewohnende Essenz. Dadurch erlangt er religiösen Verdienst. Gläubigen, die schon weiter fortgeschritten sind, dienen Bilder und Figuren als Hilfsmittel zur Visualisierung und Meditation.

Da die höchste Wahrheit nicht mit Worten und Bildern beschreibbar ist, unser Denken in Kategorien übersteigt und nur intuitiv erfasst werden kann, sind diese Bildnisse als Hilfsmittel unabdingbar. Indem der Gläubige einer schwierig fassbaren philosophischen Idee eine Gestalt verleiht, diese als Bild oder Figur darstellt und dann wiederum als Meditationsobjekt verwendet, bietet sich ihm ein weiterer Weg der Annäherung mit allen Sinnen.

Der Buddhismus kann somit als gutes Beispiel gelten, wie Religion den Körper deutet und umdeutet; wie Körperlich-Materielles ideologisch transformiert wird, wie Historisches symbolisch wird, durch den Bezug zum Körper aber wieder greifbar wird.

Penelope Tunstall

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGEBIET

Pittini, C. / H. Bezzola: **Der bewegte Körper – Entfaltung und Entwicklung**
Psychosomatische Funktionslehre nach Bet Hauschild-Sutter
2011. 200 S., Fotos, geb., ca. CHF 49.50 (Huber) 978-3-456-84919-5
Erst wenn Schmerzen im Bewegungsapparat spürbar werden, setzt man sich mit seinem Körper auseinander. Eine bewusste Körper- und Bewegungsschulung wie die Psychosomatische Funktionslehre (PSFL) solche Leiden mindestens um die Hälfte reduzieren kann.

Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif)
oder schreiben Sie uns eine E-Mail: contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Leder als Fetisch

Indirektes Begehren

Die Eignung von Kleidung für fetischistische Besetzungen hängt mit der engen Verbindung zusammen, welche sie zum Körper und dessen sexuellen Geheimnissen hat. Leder mit seiner einschlägigen Tradition eignet sich besonders dafür, sexualisiert zu werden – vor allem, wenn es schwarz ist, glänzt und riecht.

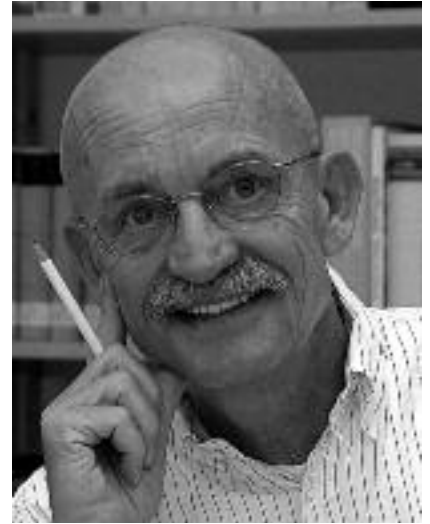
I.

Leder ist die enthaarte Haut eines Tieres, die gegerbt und gefettet wird und auf die Farb- und Glanzschichten aufgetragen werden. Verarbeitet wird Leder vor allem für Taschen und Koffer, Möbel, Schuhe und Bekleidung. Leder ist ein robustes Material, das, falls nicht zu dünn gespalten und von Zeit zu Zeit nachgefettet, einiges aushält. Es hat besondere haptische und olfaktorische Eigenschaften. Die Oberfläche von Glattleder wirkt abweisend, weil es sich bei Berührung kalt anfühlt und es eine gewisse Zeit dauert, bis das Leder die Temperatur der Finger angenommen hat. Auch das der Lederbekleidung nachgesagte besondere Tragegefühl stellt sich erst ein, nachdem sie die Körperwärme aufgenommen hat. Zu spüren ist diese Verwandlung von kalt und abweisend in warm und angenehm immer dann, wenn ein Bekleidungsstück aus Leder direkt auf die nackte Haut angezogen wird. Lange Zeit ging vom Leder auch ein besonderer Geruch aus, welcher der für Leder verwendeten Tierhaut, also dem Animalischen, zugeordnet wurde, obgleich er im Wesentlichen auf das pflanzliche Gerbverfahren und die dabei verwendeten Nitro-Moschus-Verbindungen zurückging. Das heutzutage verarbeitete Leder ist dagegen nahezu geruchsneutral. Dieser Verlust der vormaligen olfaktorischen Eigenschaften des Leders wird offensichtlich von so vielen Lederfreunden bedauert, dass es sich für die Industrie gelohnt hat, von einem Parfumeur einen Ledergeruch herstellen zu lassen, der bemerkenswerterweise die Bezeichnung «Leather Essence» trägt. Machen nun diese und andere Eigenschaften das Leder zu einem Material mit einer besonderen Eignung für fetischistische Besetzungen? Oder, an-

ders gefragt, ist die über lange Zeit stabile Vorliebe für Leder in der Fetischszene nur zufällig? Zwar können grundsätzlich alle leblosen Gegenstände so direkt und intensiv sexuell besetzt werden «wie sonst nur lebendige Partner und «gewöhnliche» sexuelle Handlungen» (Reiche 2007: 277), also zum Fetisch werden. Kleidungsstücke eignen sich jedoch besonders für die Transformation in einen auf merkwürdige Weise lebendigen Fetisch. Die besondere Eignung von Kleidungsstücken für fetischistische Besetzungen hängt mit der engen Verbindung zusammen, welche sie zum Körper und dessen sexuellen Geheimnissen und Schrecken haben. Bekleidungsstücken aus Leder ist offenbar darüber hinaus ein fetischistisches Surplus inhärent, vor allem, wenn sie schwarz sind und glänzen und riechen.

II.

In seinem kurzen Aufsatz «Fetischismus» aus dem Jahr 1927 hat Freud den Fetisch als Penisersatz bezeichnet, und zwar als Ersatz für den in frühen Kindertagen der Mutter angedichteten Penis. Das verleiht dem Fetisch eine interessante Stellung, denn er ist Ersatz für etwas, das die Mutter gar nicht besitzt und von dem nur der Knabe geglaubt hat, dass sie es hätte. Der Fetisch scheint also der Aufrechterhaltung eines Glaubens zu dienen, eines Glaubens, der durch die Wahrnehmung der Penislosigkeit der Frau ins Wanken geriet. Doch das trifft die von Freud beschriebenen Vorgänge und die von diesen beeinflusste Struktur des Fetischs nicht genau. Denn der Glaube an «den Phallus des Weibes» (a.a.O.: 312) kann nach der Wahrnehmung der Penislosigkeit der Frau nämlich nicht einfach unverändert aufrechterhalten werden, auch nicht durch die Schaffung eines Fetischs. In den Fetisch sind vielmehr die Wahrnehmung der Penislosigkeit der Frau und die von dieser Wahrnehmung ausgehende Kastrationsdrohung für immer eingeschlossen. Deshalb ist der Fetisch auch nicht nur ein Ersatz für den verloren gegangenen Penis der Frau, sondern zugleich und vor allem



Martin Dannecker, Dr. phil., geboren 1942, war Professor für Sexualwissenschaft am Klinikum der J.W.-Goethe-Universität in Frankfurt a.M. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Homosexualität, HIV/Aids und Konstruktionen der Geschlechtsidentität. Gegenwärtig beschäftigt er sich vor allem mit dem Thema «Sexualität im Internet».

ein materialisiertes Mittel zur Abwehr der Kastrationsdrohung. Und er ist ein Mittel, das trotz der mächtigen Kastrationsdrohung lustvolle Sexualität auch mit lebendigen Objekten ermöglicht, allerdings nur, sofern der je individuelle Fetisch dabei ins Spiel gebracht werden kann.

Wodurch aber wird ein lebloser Gegenstand, ein Kleidungsstück oder ein Objekt aus Leder, zu einem sexuellen Fetisch? Das geschieht mittels eines komplizierten psychischen Manövers, an dessen Ende einem leblosen Gegenstand Leben, genauer gesagt, Sexualität, eingehaucht ist. Mit den Worten der Psychoanalyse ausgedrückt, wird der zum Fetisch auserkorene Gegenstand sexualisiert, und zwar in einer solchen Weise, dass nach diesem Vorgang zwischen ihm und dem Fetischisten eine nahezu unverbrüchliche sexuelle Beziehung besteht. Man könnte auch sagen, dass der Fetischist einen toten Gegenstand mit Sexualität verzaubert. Ist dies gelungen, bekommt er von dem zum

Leder als Fetisch

Fetisch gewordenen Gegenstand die ihm verliehene Sexualität, also Lust, zurück.

So wie das Kleinkind nach der Lehre von Winnicott sich aus den es umgebenden Gegenständen ein Übergangsobjekt erschafft, das zumeist aus einem Stück Stoff, einer Decke, einer Stoffpuppe oder einem Teddy besteht, mit dem die abwesende Mutter ersetzt bzw. eine Brücke zu dieser geschlagen wird, so erschafft sich der Fetischist durch einen vergleichbaren kreativen Akt sein sexuelles Objekt. Im Unterschied zum kindlichen Übergangsobjekt wird der Fetisch, nachdem er einmal kreiert ist, in der Regel jedoch nicht mehr aufgegeben, weil ohne ihn sexuelle Erregung und Lust zu verschwinden drohen.

Zwischen dem kindlichen Übergangsobjekt und dem Fetisch besteht aber noch eine weitere bedeutsame Differenz. Während das einmal erschaffene Übergangsobjekt hochspezifisch ist und nicht durch ein anderes vergleichbares Objekt ersetzt werden kann, ist der Fetisch vervielfältigbar: Wird Leder sexualisiert, also zum Fetisch erkoren, fungiert nicht unbedingt nur ein bestimmtes Kleidungsstück aus Leder oder ein bestimmtes anderes ledernes Objekt als Fetisch. Es kann vielmehr eine Vielzahl von Objekten aus diesem Material fetischistisch besetzt werden. Möglich ist auch ein Wechsel des fetischistischen Materials, beispielsweise von Leder zu Gummi, zur Uniform oder gar zu Sneakers.

Der sexuelle Fetisch ist, wie die Bekleidung insgesamt, also der Mode unterworfen. Seine materielle Beschaffenheit und Ausprägung wird beeinflusst von den jeweiligen kulturellen Konstruktionen des Mannes, auf die der sexuelle Fetisch, der gewissermassen eine Phantasmagorie der Geschlechter enthält, allemal referiert. Die Referenz auf eine machtvollle Männlichkeit, mit der Schwäche (Weiblichkeit) abgewehrt wird, ist beim Fetisch Leder, beim Uniformfetisch, aber auch noch beim Anzugfetisch evident. Den Sneakers, die unter jungen und jugendlichen Fetischisten der Gegenwart einen prominenten

Platz eingenommen haben, fehlt eine solche Evidenz. Hier verschmilzt der Warenfetisch mit dem sexuellen Fetisch auf eine vorher nicht gekannte Weise, und es ist nicht klar auszumachen, ob nicht das modische Attribut Sneakers, also der Warenfetisch als solcher, sexuell besetzt und begehrt und dieses erst durch eine sich daran anschliessende sekundäre Sexualisierung in einen sexuellen Fetisch transformiert wird, und zwar dadurch, dass der Warenfetisch durch Urin und Sperma beschmutzt und entmächtigt wird.

III.

Die Austauschbarkeit des Fetischs kann jedoch nicht über dessen tyrannischen Charakter hinwegtäuschen und auch nicht darüber, dass die zentrale sexuelle Beziehung eines Fetischisten die zu seinem Fetisch ist. Diese direkte sexuelle Beziehung zum Fetisch lässt sich auch an der Schilderung von Menschen, in deren Sexualität ein Fetisch eine bedeutsame Rolle einnimmt, ablesen. Solche Menschen beschreiben eindringlich das unterschiedliche Niveau von sexueller Erregung und Lust bei An- und Abwesenheit ihres Fetischs und tun das zumeist quantifizierend, im Sinne eines Mehr oder Weniger. Bei genauem Hinhorchen wird jedoch deutlich, dass sie etwas Qualitatives im Sinn haben, wenn sie sagen, dass die Sexualität dann, wenn der Fetisch ins Spiel gebracht werden kann, anders sei als dann, wenn der Fetisch, aus welchen Gründen auch immer, aus der Sexualität ausgeschlossen ist. Anders, so stellt sich in solchen Gesprächen alsbald heraus, steht für besser, stärker, intensiver, und zwar sowohl im Hinblick auf die erlebte sexuelle Erregung als auch im Hinblick auf die erlebte sexuelle Befriedigung.

Die Abhängigkeit der Lust vom Fetisch kompliziert das Liebesleben der Fetischisten in mehrfacher Hinsicht, vor allem dann, wenn sie Liebesbeziehungen zu lebendigen Objekten suchen. Zwar macht der Fetisch zuerst einmal unabhängig von lebendigen Objekten, was eine ausschliessliche sexuelle Beziehung zwischen dem Fe-

tischisten und seinem Fetischobjekt denkbar erscheinen lässt. Unter solchen Bedingungen würde der Fetisch das Objekt, auf das er ursprünglich referierte, vollständig ersetzen.

Zumeist wünschen sich aber auch Fetischisten Liebesbeziehungen zu lebendigen Partnern und wollen sich keineswegs mit einer sexuellen Beziehung zu ihrem Fetisch bescheiden. Ihre Partner sollen, ja müssen aber die fetischistische Bedingung erfüllen, also den Fetisch tragen oder doch bereit dazu sein, sich diesen anheften zu lassen. Dabei handelt es sich unter der Voraussetzung eines ausgeprägten und bewussteinfähigen Fetischismus nicht um einen blossen Akt der Phantasie, sondern um ein in die reale sexuelle Szene eingeführtes Objekt, an das die Sexualität konkretistisch gebunden ist.

Die Einführung eines Fetischobjekts in eine Liebesbeziehung ermöglicht zwar eine Annäherung an das Liebesobjekt. Das Liebesobjekt als solches bleibt jedoch in seiner sexuellen Bedeutung blass, weil das fetischistische Begehren die erotischen und sexuellen Eigenschaften einer Person relativiert und diese nur wie durch einen Schleier wahrnimmt. Aufgeschlossen werden die erotischen und sexuellen Eigenschaften einer Person sozusagen erst mittels des Fetischs. Prekär sind die unter der Herrschaft eines Fetischs stehenden Liebesbeziehungen immer dann, wenn der Fetisch nicht reziprok, sondern einseitig verankert ist.

Reziprok ist eine fetischistische Beziehung dann, wenn der Fetisch von *alter* mit dem Fetisch von *ego* fast deckungsgleich ist. Dadurch entsteht eine gleichsam selbstverständliche sexuelle Interaktion zwischen den jeweiligen Fetischen, die nicht nur eine lustvolle und befriedigende Sexualität, sondern auch verhältnismässig entspannte, ja glückliche Liebesbeziehungen ermöglicht. Unter solchen Voraussetzungen verblasst auch der tyrannische Charakter des Fetischs, und das Angewiesensein auf ihn tritt fast völlig in den Hintergrund. Ist in einer Liebesbeziehung nur einer der Partner auf einen sexuellen Fetisch angewiesen, wird dieser versuchen, dem an-

Leder als Fetisch

deren Partner den Fetisch anzuheften, was gar nicht so selten auch gelingt. Gleichwohl besteht unter solchen Voraussetzungen immer die Gefahr, dass dieser andere die Bereitschaft, die fetischistische Liebesbedingung zu erfüllen, aufkündigt, was mit einem häufig schmerzlichen Bewusstsein der Abhängigkeit vom Fetisch einhergeht. Ein sexueller Fetisch relativiert aber nicht nur die sexuellen und erotischen Eigenschaften einer Person. Er relativiert auch kulturelle Fetischisierungen wie beispielsweise diejenige von Jugend und Schönheit, von der das Begehren der scheinbar nicht fetischistischen Mehrheit zutiefst durchdrungen ist. Das ist deshalb so, weil ein sexueller Fetisch nicht altert, sondern immer so bleibt, wie er von Anfang an war. Wird er einer Person angeheftet, überblendet er folglich sowohl das, was individuell und kulturell als positive erotische bzw. sexuelle Eigenschaft gilt, als auch das, was individuell und kollektiv als wenig erotisch oder als sexuell nicht attraktiv angesehen wird. Die begehrende Beziehung des Fetischisten zu dem Fetischding schafft eine Distanz zu dem, was einer Person abverlangt wird, um als begehrtes sexuelles Objekt zu gelten, und relativiert so die Bedeutung des sexuellen Körpers und die Bedeutung dessen, was jeweils unter sexueller Attraktivität verstanden wird.

IV.

Es dürfte nun deutlich geworden sein, dass das Begehren der Fetischisten – und nur dieses – das Leder zu einem Fetisch macht und einem Stück Leder die sexuelle Macht verleiht, die es als Fetisch hat. Ohne das Zutun des fetischistischen Begehrens scheint Leder ein Material wie andere Materialien zu sein, aus dem Gegenstände unterschiedlicher Art hergestellt werden können. Am Körper getragene Leder-teile oszillieren aber auch dann, wenn sie nicht vom Blick eines Fetischisten aufgeladen werden und von ihren Trägern nicht bewusst als Fetisch eingesetzt werden. Zu tun hat das damit, dass der Lederbekleidung ihre fetischistische Tradition bis heute nicht ausgetrieben ist.

An diese Tradition hat die Mode der letzten beiden Jahrzehnte angeschlossen und Lederoutfits, denen ein fetischistisches Aroma anhaftet, angeboten. Das hat bei manchen den Eindruck hervorgerufen, als sei die Öffentlichkeit durchsetzt von Lederfetischen. Gewiss, ein modisches Lederoutfit kann so gestaltet sein, dass es auf den ersten Blick als Fetisch imponiert, obgleich es tatsächlich kein Fetisch im eigentlichen Sinne ist, was sich freilich erst über den Kontext, in dem es getragen wird, erweist. Aber ein solches Outfit rekurriert immer auf Leder in seiner Bedeutung als Fetisch. Ohne diesen Rekurs auf die nach wie vor wirksame Bedeutung des Leders als Fetisch würde das von den Modemachern in Gang gesetzte Spiel mit dem Fetisch Leder nicht funktionieren. Das Spiel funktioniert deshalb so gut, weil Leder bis heute ein Material ge-

blieben ist, das sexuell weniger stumm ist als andere Materialien, aus denen Kleidungsstücke hergestellt werden. Und diese vergleichsweise starke sexuelle Konnotation hat das Leder von nichts anderem als von den aus ihm gefertigten Fetischen geerbt. Sollte jedoch der Fetisch Leder, aus welchen Gründen auch immer, aus dem sexuellen Kosmos verschwinden, würde Leder zu einem Material wie andere Materialien auch werden und sexuell verstummen. Martin Dannecker

Literatur

Freud, S. (1927): Fetischismus. Gesammelte Werke, Bd. XIV, 308–317.
Reiche, R.: Psychoanalytische Therapie sexueller Perversionen. In: Volkmar Sigusch (Hg.): Sexuelle Störungen und ihre Behandlung. 4., überarb. und erweitert. Aufl. Stuttgart, Thieme 2007.

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGEBIET

Görlitz, G.:

Körper und Gefühl in der Psychotherapie

Basisübungen

6., durchges. Aufl. 2011. 278 S., kart., ca. CHF 39.90 (Klett-Cotta) 978-3-608-89026-6

Seit einigen Jahren beginnt sich in verschiedenen therapeutischen Schulen die Erkenntnis durchzusetzen, dass Reden allein in der Psychotherapie nicht genügt. Häufig gibt der Körper mehr Informationen preis als der Verstand und zugleich «lernt» der Körper leichter als der Intellekt.

Orbach, S.:

Bodies

Schlachtfelder der Schönheit

2010. 205 S., kart., ca. CHF 31.90 (Arche) 978-3-7160-2631-1

Die Autorin zeigt auf, wodurch unser Körper geprägt wird. Aufrüttelnd, provokativ, engagiert und temperamentvoll. Susie Orbach hat ein fundiertes Buch vorgelegt, das von der amerikanischen und britischen Presse hoch gelobt wird. Ein Buch, das uns angeht.

Bestellen ist ganz einfach:

Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif)

oder schreiben Sie uns eine E-Mail:

contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Körperpsychotherapeutische Konzepte

Energie durch Bewegung

*Sind Atembewegungen im Bauchraum oder im Brustbereich sichtbar? Ist die Atmung ruhig oder hastig? Machen Arme und Hände einen tatkräftigen oder einen lahmen Eindruck? Körperorientiert arbeitende PsychotherapeutInnen schulen solche nonverbalen Wahrnehmungen und setzen sie in Beziehung zu dem, was PatientInnen ihnen anamnestisch vermitteln.**

Körperpsychotherapeutische Ansätze leisten in der ambulanten wie auch stationären psychiatrisch-psychotherapeutischen Versorgung einen nennenswerten Beitrag. Institute, die entsprechende Ausbildungsgänge anbieten, sind von nationalen Verbänden (zum Beispiel FSP, ASPV, Schweizer Charta für Psychotherapie) anerkannt und in übernationalen Fachgesellschaften (EABP und EAP) organisiert. Neuere Entwicklungen in der Bindungsforschung sowie in den Neurowissenschaften machen zunehmend deutlich, dass Psyche und Soma, Körper und Bewusstsein nicht ohne einander auskommen.

Einige Grundaxiome der Körperpsychotherapie

1. Körper und Seele sind eine funktionelle Einheit. Auf jeder Ebene der Betrachtung – auf der biochemischen, auf der Ebene des subjektiven Erlebens oder des erkennbaren Verhaltens – lassen sich zeitlich parallel laufende Prozesse beobachten, die wechselseitig aufeinander einwirken und die auf der jeweiligen Systemebene untersucht und beeinflusst werden können.

2. Psychische Störungen weisen immer auch somatische Komponenten auf, etwa motorische Hemmung oder Agitiertheit bei Depressionen; hohe ängstliche Erregung als häufige Begleiterscheinung von psychotischen Akutzuständen oder stuporöse Hemmung als Abwehr gegen äussere und innere Bedrohung, Reizüberflutung usw.; ausserdem: Veränderungen der

Durchblutungsdynamik im Gehirn sowie der Ausschüttung oder Wiederaufnahme von gewissen Botenstoffen usw.

3. Ganz allgemein spielt sich ein Grossteil menschlicher Kommunikation über nonverbale Kanäle ab: beispielsweise über Mimik, Gestik, Bewegungsform, -tempo, -rhythmus, über Stimmungen und Gefühle, über den Tonfall oder das Sprechtempo.

4. Der verbalen Kommunikation geht entwicklungsgeschichtlich (onto- wie phylogenetisch) eine ausgedehnte Phase nonverbaler Kommunikation voraus. Menschliche Persönlichkeiten werden während der ersten Lebenswochen in einer interaktiven Matrix geprägt, die vor allem sinnlich-körperlich strukturiert ist. Dabei spielen Berührungen und die Feinabstimmung von Bewegungen eine besondere Rolle. Die Entwicklung der Skelettmuskulatur mit ihren motorischen Bewegungsmöglichkeiten, ihren Stütz- und Haltefunktionen wird durch ständiges Ausprobieren, Üben und Unterstützen seitens erwachsener Betreuungspersonen vorangetrieben. In dieser frühen Lebensphase geht es um körperliche Nähe und Distanz, Kontakt, Kontaktunterbrechung sowie eine vor allem nichtsprachliche Regulation von Gefühlen und Bedürfnissen.

5. Kognitive Einsichten allein genügen in der Psychotherapie in aller Regel nicht, um nennenswerte Veränderungen der Persönlichkeitsorganisation zu bewirken. Auf der Grundlage genetischer Hypothesen über die Entstehung der zu behandelnden Fehlentwicklungen sind Konfliktaktualisierungen mit den dazugehörigen emotionalen und physiologischen Begleiterscheinungen anzustreben. Auch lohnt es sich, bisher unterdrückte oder vermiedene Handlungsimpulse bewusst zu machen und deren mögliche Ziele zu verstehen.

6. Durch die aufmerksame Wahrnehmung von subtilen Gefühlsqualitäten, etwa in der Stimme oder Gestik von PatientInnen, oder von nur im Ansatz gezeigten motorischen Impulsen lässt sich manchmal sehr viel rascher als durch verbal vermittelte Informatio-



Margit Koemeda-Lutz, Dipl. Psych., Dr. rer. soc., ist Psychotherapeutin ASP in Zürich und Ermatingen TG, Fakultätsmitglied SGBAT und International Institute for Bioenergetic Analysis, Mitglied der Wissenschaftskommission der Schweizer Charta für Psychotherapie und Mitglied der Projektleitung *Praxisstudie Ambulante Psychotherapie – Schweiz (PAP-S)*. Zahlreiche Veröffentlichungen zum Einbezug des Körpers in die Psychotherapie sowie zur Wirksamkeit ambulanter Psychotherapie (siehe www.sgbat.ch, www.bioenergetic-therapy.com und www.koemeda.ch).

nen ein Verständnis über Befindlichkeit und Persönlichkeitsstruktur von PatientInnen sowie die Dynamik ihres Beziehungsangebotes gewinnen.

Bioenergetische Analyse und Therapie

Auf der Grundlage dieser Prämissen halten KörperpsychotherapeutInnen den Einbezug des Körpers, das Erforschen seiner habituellen Muster, seiner Möglichkeiten und Grenzen für unverzichtbar, wenn psychotherapeutische Behandlungen nachhaltige Wirkungen erzielen sollen.

Die Bioenergetische Analyse und Therapie (BAT) ist eines der ältesten Verfahren innerhalb des körperpsychotherapeutischen Mainstreams. Sie

* Gekürzte und überarbeitete Fassung eines Vortrags anlässlich der Jahrestagung der Milton Erickson Gesellschaft für Klinische Hypnose zum Thema «Hypnotherapie und Körpertherapie», 4.-7.3.2010, Bad Kissingen, Deutschland.

Körperpsychotherapeutische Konzepte

wurzelt in der Psychoanalyse und versteht sich als tiefenpsychologisch fundiertes Körperpsychotherapieverfahren. Sie geht auf Wilhelm Reich (1897–1957), der ein Schüler von Sigmund Freud (1856–1939) und bis 1934 lehrbeauftragtes Mitglied der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung war, sowie auf Alexander Lowen (1910–2008) zurück. Lowen unterzog sich ab 1940 einer Psychoanalyse bei Wilhelm Reich. 1956 begründete er zusammen mit John Pierrakos und William Walling das International Institute for Bioenergetic Analysis in New York, das er bis 1996 leitete.

Im Therapiekonzept der Bioenergetischen Analyse spielen Körperinterventionen eine wesentliche Rolle; sie dienen einer umfassenden psychosomatischen Selbstwahrnehmung, der Mobilisierung von Affekten sowie der Lösung chronifizierter Abwehrhaltungen. Zusätzlich hat sich auch die Dynamik der Beziehung – unter besonderer Berücksichtigung von Übertragungs- und Gegenübertragungsaspekten – als tragende Kraft des Therapieprozesses etabliert. Theorie und Konzepte der Bioenergetischen Analyse werden laufend weiterentwickelt (zum Beispiel durch Reich 1933; Lowen 1958; Koemedalutz 2002, 2009; Heinrich-Clauer 2009).

Behandlungstechniken

Behandlungstechniken mögen ein wesentlicher, wohl kaum aber der entscheidende oder gar einzige Wirkfaktor in psychotherapeutischen Behandlungen sein. Zusätzlich zu Interventionstechniken sind ein Verständnis der Zusammenhänge zwischen Motivationen, Gefühlen, Gedanken, Verhalten und körperlichen Reaktionsmustern und deren Entstehung in der Biografie des Patienten wie auch eine informierte und reflektierte Gestaltung des Beziehungsgeschehens zwischen TherapeutIn und PatientIn unabdingbar. Fehlt Letzteres, bleiben die vorgestellten Interventionstechniken skurrile Turnübungen ohne tieferen Sinn.

Mobilisierende Interventionstechniken

Zu den augenfälligen Markenzeichen der BAT zählt seit ihren Anfängen der von starker Stimmbeteiligung begleitete Ausdruck von archaischen Affekten. Diese sogenannten kathartischen Prozesse hat Klopstech (2004) einer Neubewertung unterzogen.

Die Äusserung von normalerweise zurückgehaltenen Emotionen wird etwa mit Hilfe des Atemschemels vorbereitet. Hierbei wird durch starke körperliche Dehnung und Induktion einer vertieften Atmung die übliche Domi-

nanz der willkürmotorischen wie auch der kortikal-kognitiven Kontrolle geschwächt, sodass unwillkürliche körperliche Bewegungen – feine Vibrationen oder ein heftiges Zittern – und archaische Emotionen an die Oberfläche kommen können.

Psychosomatische Abwehrhaltungen und Reaktionsmuster dienen einerseits dem Schutz gegenüber Schmerz und Verletzung, schränken andererseits aber die natürlichen Selbstbewegungen des Individuums ein. Nur wenn sich ein Patient, eine Patientin in der Beziehung zu ihrem Therapeuten, ihrer Therapeutin sicher und verstanden fühlt, wird er oder sie es wagen, sich experimentierend auf eine der genannten Übungen einzulassen und sich zu öffnen.

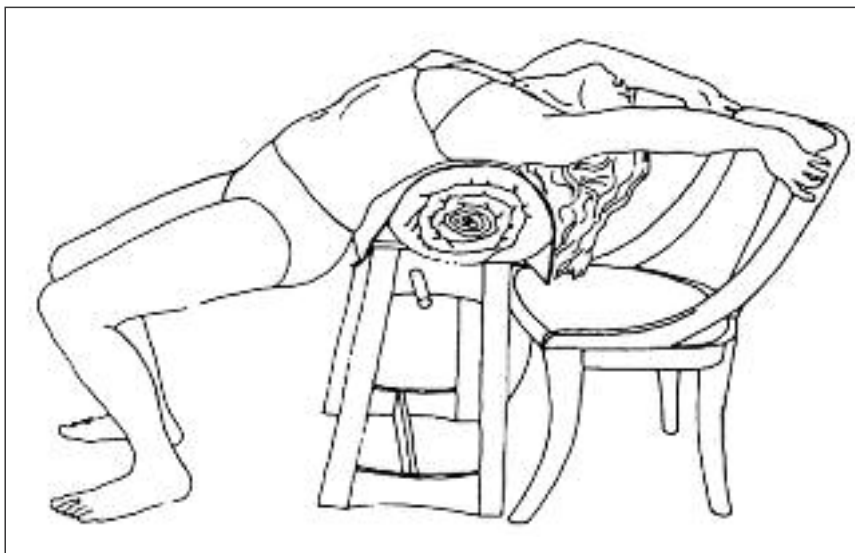
Subtilere Techniken

Zu den weniger spektakulären und subtileren Behandlungstechniken zählen:

- das empathische Verstehen, wobei spontane, zum Teil nur in Ansätzen gezeigte Bewegungs- und Ausdrucksimpulse der PatientInnen wahrgenommen, bewusst gemacht und Anregungen zu einer Verdeutlichung gegeben werden;
- Themen von Nähe und Distanz, Zustimmung und Ablehnung, Kontakt und Grenzen können in nichtsprachlichen Handlungsdialogen experimentierend behandelt werden;
- verschiedene Formen von haltgebenden, provozierenden, tröstenden, schützenden usw. Berührungen werden im Kontext von bestimmten Aspekten der Übertragungs- oder der realen therapeutischen Beziehung eingesetzt.

Alle diese Interventionstechniken sind durch ein ständiges Hin-und-Her-Gehen zwischen verbalen und nonverbalen Ebenen gekennzeichnet, zwischen intensivem Spüren und Reagieren und bewusst reflektiertem Antworten. Rein erlebnisorientierte Passagen wechseln mit integrativen Symbolisierungsphasen ab, in denen das Erlebte mit Erinnerungsfragmenten, Sinnzuschreibungen und kontextuellen Zuordnungen verknüpft wird.

Bioenergetische Übung: Arbeit mit dem Atemschemel (Lowen & Lowen 1977).



Körperpsychotherapeutische Konzepte

Fazit

Körperpsychotherapeutische Verfahren zeichnen sich erstens durch eine unter anderem körperbezogene Diagnostik aus, die neben verbalen auch nonverbale, insbesondere visuelle Informationen berücksichtigt. Zweitens durch den reflektierten Einbezug von nonverbalen Interventionstechniken, also zum Beispiel von wortlosen Handlungsdialogen oder der Anleitung zu körperbezogenen Übungen, dem Ausdruck von starken Emotionen oder von direkten Berührungen. Sowie drittens durch psychosomatisch definierte Therapieziele, wie die Erweiterung von Handlungsspielräumen und die Wiederherstellung der körperlichen Motilität (Lowen & Lowen, 1977).

Margit Koemeda-Lutz

Literatur

Heinrich-Clauer, V. (Hg., 2008): Handbuch Bioenergetische Analyse. Psychosozial-Verlag, Giessen.

Klopstech, A. (2004): Im Kontext autonomer und interaktiver Selbstregulation: Katharsis im neuen Kleid. In: Geissler P. (Hg.) Was ist Selbstregulation? Eine Standortbestimmung. Psychosozial Verlag, Giessen, 95–119.

Koemeda-Lutz, M. (Hg., 2002): Körperpsychotherapie – Bioenergetische Konzepte im Wandel. Körper und Seele, Sonderband. Basel, Schwabe.

Koemeda-Lutz, M. (2009): Intelligente Emotionalität – Vom Umgang mit unseren Gefühlen. Kohlhammer, Stuttgart.

Lowen, A. (1958): The Language of the Body. Grune and Stratton, New York.

Lowen, A., & Lowen, L. (1977): The Way to Vibrant Health. Harper & Row Publishers. New York. Dt. Bioenergetik für jeden. Peter Kirchheim Verlag. München.

Reich W. (1933): Charakteranalyse. Neuauflage, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1971.



Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

IAP
Institut für Angewandte
Psychologie

MAS Systemische Beratung

In Kooperation mit dem ZSB Bern

Der MAS vermittelt Kenntnisse in systemischer, ressourcen- und lösungsorientierter Beratung und deren Umsetzung in die Beratungspraxis. Abschluss: Master of Advanced Studies ZFH.

Beginn: 12. März 2012

Infoveranstaltungen:

20. September 2011, 18.30 Uhr, IAP, Merkurstrasse 43, Zürich

4. November 2011, 18.30 Uhr, ZSB, Villemattstrasse 15, Bern

Info und Anmeldung:

Tel. +41 58 934 83 72, veronika.bochsler@zhaw.ch; www.iap.zhaw.ch/weiterbildung

MAS Kinder- und Jugendpsychotherapie

Im Zentrum dieser Ausbildung steht eine entwicklungsorientiert-systemische Ausrichtung, die an den Stärken und Ressourcen der Kinder, Jugendlichen und Familien anknüpft und Erkenntnisse aus der Entwicklungspsychologie und -psychopathologie integriert. Abschluss: Master of Advanced Studies ZFH.

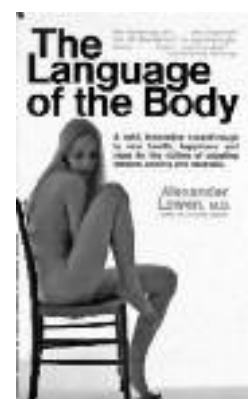
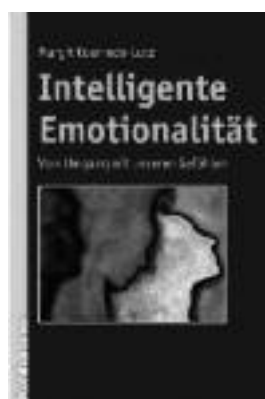
Beginn: Herbst 2012

Info und Anmeldung:

Tel. +41 58 934 83 30, margrit.voneuw@zhaw.ch; www.iap.zhaw.ch/weiterbildung



Zürcher Fachhochschule



Nina Burri, Kontorsionistin

«Gewisse extreme Figuren funktionieren beim Publikum nicht»

Nina Burri ist eine erfahrene internationale Artistin. Heute ist die 33-jährige Bernerin vornehmlich als Kontorsionistin («Schlangenfrau») tätig. Sie verbiegt und verdreht ihren Körper dabei weit über das allgemein Übliche hinaus.

punktum.: Frau Burri, wie gut kennen Sie Ihren Körper?

Nina Burri: Ich kenne ihn sehr gut. Dies ist wichtig für meine Arbeit als Kontorsionistin. Ich muss auch die Warnsignale meines Körpers gut lesen können. Dies erspart mir einiges.

Wie meinen Sie das?

Jeder Schmerz hat eine Ursache. Wenn ich früh genug darauf eingehe, kann ich Schlimmeres verhindern. Ich gehe dem Schmerz jeweils auf den Grund: Vielleicht habe ich etwas Falsches gegessen oder war bei einer Übung zu wenig konzentriert. Daraus lerne ich und kann mein Verhalten anpassen.

Wie würden Sie Ihr Verhältnis zu Ihrem Körper beschreiben?

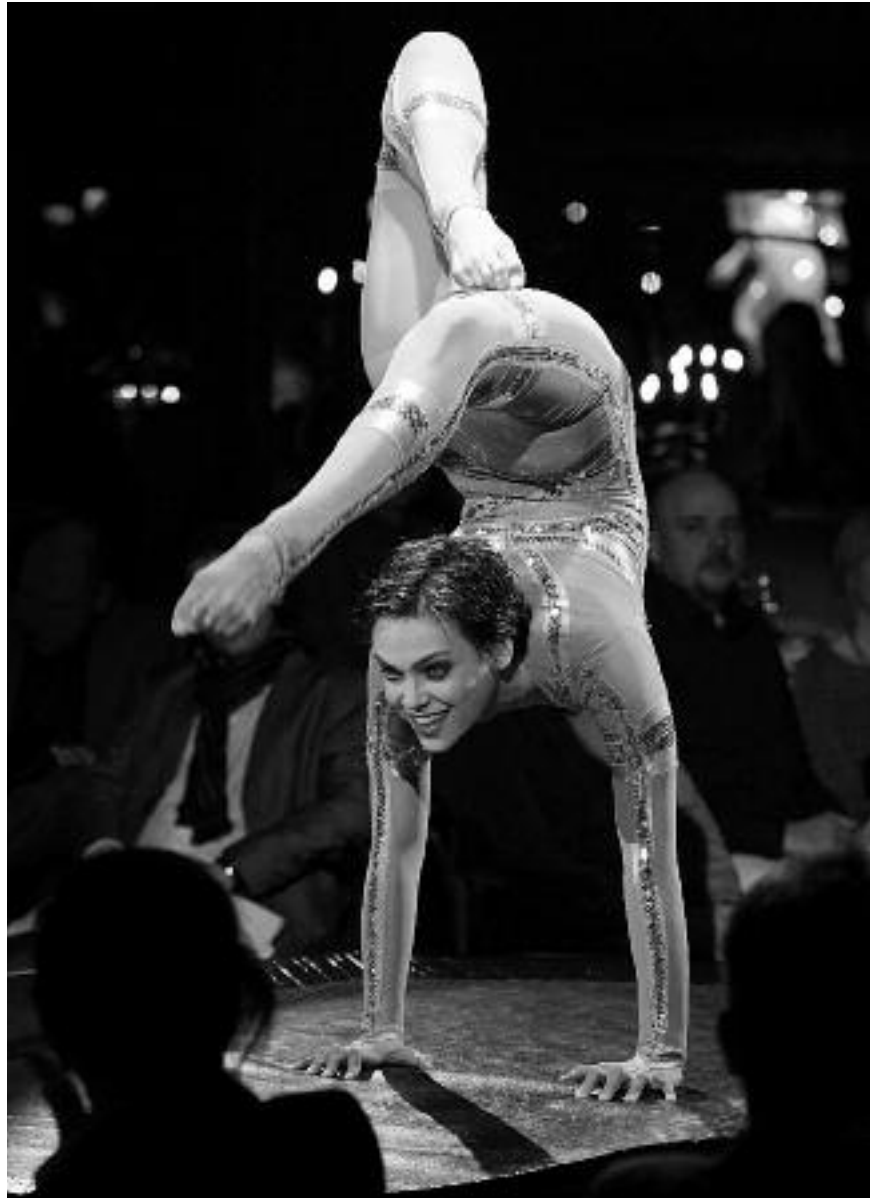
Ich bin ein Bewegungsmensch, von daher ist mein Körper ein wichtiger Bestandteil meines Lebens. Als Artistin ist mein Körper zudem das wichtigste Instrument meiner Kunst.

Training ist ein integraler Bestandteil Ihres Alltags. Wie intensiv trainieren Sie?

Ich trainiere sechsmal die Woche, und zwar jeweils etwa dreieinhalb Stunden täglich. Dieses jahrelange harte Training ist die Basis für meine Kunst. Es dient dazu, die Leistung im richtigen Moment abrufen zu können. Dadurch schütze ich mich auch vor Verletzungen.

Wie sieht ein Training üblicherweise aus?

Nach einem Block mit Kraftübungen stehen yogaähnliche Übungen im Vordergrund, gefolgt von intensivem Dehnprogramm. Anschliessend konzentriere ich mich auf die Figuren, die ich in meinen Nummern mache.



Mit sechs Jahren begann **Nina Burri**, Ballett- und Tanzunterricht zu nehmen. In Berlin liess sie sich an der Staatlichen Ballettschule Berlin zur Balletttänzerin ausbilden und tanzte anschliessend in vielen Ensembles mit (beispielsweise beim Béjart Ballet in Lausanne oder im «Moulin Rouge» in Paris). 2007 ging Nina Burri nach China und studierte an der Beijing International Art School das Fach «Contortion and Handbalancing». Nina Burri lebt heute in Bern und arbeitet regelmässig auch als Model und Schauspielerin. (www.nina-burri.ch)

Gehen Sie auch im Training an die Grenzen Ihrer Beweglichkeit?

Ja. Es ist wichtig, dass ich im Training an die Grenzen gehe und nicht nur beim Auftritt. Dies hilft, Verletzungen vorzubeugen. Es ist für meinen Körper gewissermassen Alltag, sich so zu verbiegen und zu dehnen.

Was ist wichtig, wenn Sie an die Beweglichkeitsgrenze gehen?

Das Wichtigste ist, dass ich mich voll und ganz darauf konzentriere. Ich konzentriere mich auf das, was ich gerade tue. Das steht sowohl im Training als auch beim Auftritt im Zentrum. Ablenkung ist da eher störend und ist eine mögliche Quelle für Verletzungen.

Sie sind viel unterwegs. Was heisst das für Ihr Training?

Zum Trainieren benötige ich sehr wenig: eine Matte, ein Kostüm und mich selbst (*lacht*). Das geht also auch in Hotelzimmern. Von daher stellt das Reisen kein Problem dar.

Spitzensportler müssen viel ins mentale Training investieren. Wie sieht das bei Ihnen aus?

Das ist bei mir auch so. Ich trenne übrigens nicht zwischen Geist und Körper. Das gehört zusammen. Nur wenn ich mich konzentriere, kann ich das Richtige aus meinem Körper herausholen.

Haben Sie nie Probleme, sich zu motivieren?

Mein Beruf ist mein Hobby. Deshalb bezeichne ich mich als glückliche Person. Natürlich kenne auch ich Tage, an denen ich das Training lieber lassen würde. Dann muss ich mir vor Augen führen, dass dies einfach zu meiner Arbeit dazugehört und ich irgendwie privilegiert bin.

Sie sind 33 Jahre alt. Haben Sie Angst vor dem Älterwerden?

Wer Angst hat, verletzt sich und ist gehemmt. Von daher kann ich mir Angst nicht leisten. In diesem Zusammenhang ist mir wichtig, im richtigen Moment aufzuhören. Ich will entscheiden, wann Schluss ist.

Bei Kontorsionsshows gibt es zuweilen Figuren, die beim Publikum eher ungute Gefühle auslösen. Kennen Sie das?

Ja, das ist so. Gewisse extreme Figuren funktionieren beim Publikum nicht. Meine Erfahrung hilft mir, diese Figuren zu erkennen und diese nicht ins Programm zu nehmen. Meine Show soll ja nicht abstossen, sondern unterhalten und den Leuten Spass machen.

Worauf sind Sie besonders stolz an Ihrem Körper?

Eine schwierige Frage. Ich würde sagen, dass ich auf das Gesamtpaket stolz bin. Mir scheint es wichtig, dass man seinen Körper so akzeptiert, wie

er ist. Einen anderen haben wir ja nicht. Ich merke sehr schnell, ob jemand ein gutes Körpergefühl besitzt. Das finde ich sehr wichtig.

Wie wichtig ist die Ernährung für Sie?
Essenziell. Vor einem Auftritt esse ich acht Stunden nichts, ich trinke nur Wasser. Da ist es wichtig, sich vorher gut zu ernähren. Ich achte aufs Essen, denn ich spüre im Nachhinein, wenn ich etwas Falsches gegessen habe. Trotzdem ist es wichtig, dass der Genuss nicht zu kurz kommt.

Sprechen Sie auch mit Ihrem Körper?
(lacht) Es ist eher ein Zuspochen. Ich motiviere mich.

Nina Burri, Kontorsionistin

Wie halten Sie es mit Schlafen und Ausruhen?

In der Regel komme ich mit acht Stunden Schlaf gut aus. Es gibt aber Tage, da brauche ich weniger Schlaf. Da ich ein feines Sensorium für meinen Körper habe, merke ich rasch, ob ich Erholung nötig habe. Dann reagiere ich umgehend und kompromisslos.

Sie sind auch als Model und Schauspielerin tätig. Bringen Sie das alles überhaupt unter einen Hut?

Es sind Tätigkeiten, die ja viel gemeinsam haben. Für mich ist es eine willkommene Abwechslung, wenn ich als Artistin auch mal modeln oder schauspielern darf.

Interview: Claudio Moro

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSEGEBIET

Rytz, T.:

Bei sich und in Kontakt

Anregungen zur Emotionsregulation und Stressreduktion durch achtsame Wahrnehmung

3., überarb. u. erw. Aufl. 2010. 230 S., Abb., 32 Fotokarten, kart., ca. CHF 39.90 (Huber) 978-3-456-84769-6

Methodisch übergreifend und praxisnah regt dieses Buch an, das individuelle Gleichgewicht zwischen den Polen «bei sich» und «in Kontakt» immer wieder neu zu finden. Im praktischen Teil vermitteln 128 Anregungen, wie achtsame Wahrnehmung eingeübt, im Alltag praktiziert und in Stresssituationen beibehalten werden kann.

Schubert, A.:

Das Körperbild

Die Körperskulptur als modulare Methodik in Diagnostik und Therapie

2009. 312 S., Abb., Tab., kart., ca. CHF 57.– (Klett-Cotta)

978-3-608-89082-2

Wie emotionales und psychisches Erleben im Körper gespeichert sind und diagnostisch und therapeutisch zugänglich werden, zeigt das Buch in Theorie und Praxis.

Bestellen ist ganz einfach:

Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif)

oder schreiben Sie uns eine E-Mail:

contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Psychologieberufegesetz – eine Würdigung

Das Psychologieberufegesetz (PsyG), das am 1. Januar 2013 in Kraft tritt, ist bereits jetzt eine Erfolgsgeschichte.

Historie

1991 ersuchte die Sanitätsdirektorenkonferenz (SDK) den Bundesrat, eine Bundesregelung der Aus- und Weiterbildung der *Medizinalberufe* auszuarbeiten. Darin sollte die Aus- und Weiterbildung der *PsychotherapeutInnen* eingeschlossen sein. Die SDK schlug somit vor, den Beruf der PsychotherapeutInnen in die Medizinalberufe einzureihen.

1995 setzte der Bundesrat eine Expertenkommission ein, welche einen Vorentwurf erarbeitete. In der Vernehmlassung stiess der Plan eines Einbezugs der Psychotherapie allerdings auf Widerstand und wurde schliesslich fallen gelassen. Das Medizinalberufegesetz (*MedBG*) wurde – beschränkt auf die klassischen Medizinalberufe – weiter bearbeitet und beraten. Es ist am 1. September 2007 in Kraft getreten.

1998 erteilte der Bundesrat dem Eidgenössischen Departement des Innern (EDI) den Auftrag, ein *Psychotherapiegesetz* auszuarbeiten. Bei den Kontakten mit den interessierten Kreisen zeigte es sich jedoch bald, dass der Auftrag zu eng formuliert war und dass eine Bundesregelung der *Psychologieberufe im Allgemeinen* geprüft werden musste.

2001: Zwei Motionen im National- und Ständerat unterstrichen dieses Anliegen. Die beiden Motionäre Triponz (FDP) und Wicki (CVP) verlangten einen verbesserten Titelschutz für psychologische Berufe. Die Vorstösse wurden 2001 entgegen dem Antrag des Bundesrates als Motionen überwiesen.

2001 setzte das federführende Bundesamt für Gesundheit (BAG) zwei externe Arbeitsgruppen ein, welche den Auftrag erhielten, einen Vorentwurf für ein *Psychologieberufegesetz* zu erarbeiten.

Die Projektleitung seitens BAG oblag iur. Heinz Roth. Prof. Dr. iur. Paul Richli, heutiger Rektor der Uni Luzern, besorgte die Redaktion des Gesetzesentwurfes. Als Mediatorin fungierte Marianne Amiet.

Der SBAP nahm Einsitz in den beiden Arbeitsgruppen für Ausbildung und für Weiterbildung.

2001 war das Klima unter den federführenden Verbänden FSP, SPV (heute ASP), Charta, SGPP und SBAP alles andere als gut. Die Positionen klafften weit auseinander. Die 1999 beschlossene Bologna-Bildungsreform, die bis 2010 einen einheitlichen europäischen Hochschulraum zum Ziel hatte, verunsicherte die involvierten Kreise zusätzlich. Dennoch war allen Beteiligten klar, dass sie sich einigen mussten, ansonsten die Chance, diesen Berufen endlich die notwendige Legitimation zu geben, für sehr lange Zeit vorüber wäre. Und das auch im Rückblick fast Unglaubliche geschah binnen nur gerade eines Jahres!

2002 wurde der Vorentwurf des Psychologieberufegesetzes mit nur einer Gegenstimme, derjenigen der Schweizerischen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie (SGPP), verabschiedet. Das Nein der Psychiater war einerseits ein klarer Hinweis, dass sie die ärztliche Psychotherapie keinesfalls im PsyG, sondern eben im MedBG geregelt haben wollten, und andererseits fürchtete zum damaligen Zeitpunkt eine Mehrheit der Psychiater die Konkurrenz der psychologischen PsychotherapeutInnen. Ein Meilenstein in der Geschichte unseres Berufsstandes!

Noch stand ein jahrelanges Prozedere an, das jederzeit das Gesetz noch hätte scheitern lassen können.

2003 ging der Vorentwurf des PsyG durch die Ämterkonsultation.

2005 wurde das Vernehmlassungsverfahren mit dem erläuternden Bericht und dem offiziellen Vorentwurf durchgeführt.

2007 verfasste das Bundesamt für Gesundheit den Vernehmlassungsbericht zuhanden des Bundesrates. Dieser nahm im April 2007 davon Kenntnis und beauftragte das Eidgenössische Departement des Innern, die Botschaft und den Gesetzesentwurf auszuarbeiten.

Im **September 2009** verabschiedete der Bundesrat die Vorlage zuhanden des Parlaments. Nun galt es, die Inte-

ressen der Fachhochschul-Psychologie zu wahren. Ein intensives Lobbying setzte ein.

Am **15. Februar 2010** besprach die Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit des Ständerates das PsyG kurz. Es sollte in der Kommission für Wirtschaft, Bildung und Kultur des Ständerates ausführlich besprochen werden.

Am **18. Februar 2010** veranstaltete die Kommission für Wirtschaft, Bildung und Kultur des Ständerates ein Hearing. Der SBAP nahm ebenfalls daran teil und vertrat den Standpunkt, dass die FH-PsychologInnen (und zwar die dipl. Psych. FH und die MSc) den universitären PsychologInnen im PsyG gleichgestellt würden und dass die Grundausbildung für die Weiterbildung in Psychotherapie einen *Master in Psychologie* (inkl. dipl. Psych. FH) voraussetze (wie dies im europäischen Raum üblich ist). Diesem Hearing wohnte sogar Bundesrat Burkhalter bei.

Am **22. März 2010** brütete die Kommission für Wirtschaft, Bildung und Kultur des Ständerates über der Detailberatung. In der Zwischenzeit kämpfte der SBAP und suchte das Gespräch mit verschiedenen Mitgliedern der Kommission, um nochmals die Wichtigkeit des Masters im internationalen Kontext aufzuzeigen (das Bundesamt für Berufsbildung und Technologie kämpfte für den Bachelorzugang) und auch, um zu unterstreichen, dass das Psychologiestudium als Grundlage für die Weiterbildung in Psychotherapie nach der Bologna-Bildungsreform durchaus zumutbar sei.

Am **15. Juni 2010** verabschiedete der Ständerat die Vorlage praktisch ohne Änderungen.

Am **13. Januar 2011** war die Vorlage im Nationalrat und steht bei der Kommission für Wirtschaft, Bildung und Kultur zur Diskussion. Diese hiess das PsyG gut.

Am **9. März 2011** hiess der gesamte Nationalrat die Gesetzesvorlage gut.

Am **18. März 2011** wurde das PsyG in der Schlussabstimmung in beiden Räten verabschiedet.

Psychologieberufegesetz – eine Würdigung

Zweck und Gegenstand des Gesetzes

Gemäss Art. 1 bezweckt das PsyG:

- den Gesundheitsschutz;
- den Schutz vor Täuschung und Irreführung von Personen, die Leistungen auf dem Gebiet der Psychologie in Anspruch nehmen.

Zu diesem Zweck legt es Folgendes fest:

- die anerkannten inländischen Hochschulabschlüsse in Psychologie;
- die Anforderungen an die Weiterbildung;
- die Voraussetzungen für die Erlangung eines eidgenössischen Weiterbildungstitels;
- die Anforderungen an die privatwirtschaftliche Berufsausübung der Psychotherapie in eigener fachlicher Verantwortung;
- die Voraussetzung für die Verwendung geschützter Berufsbezeichnungen und eidgenössischer Weiterbildungstitel.

Ausgewählte Aspekte des PsyG

Titelschutz

Berufsbezeichnung PsychologIn

PsychologIn nennen darf sich, wer einen nach dem PsyG anerkannten Ausbildungsabschluss erworben hat. Das sind für die *Universitäten* lic. und MSc und für die *Fachhochschulen* Dipl. Psych. FH und MSc der Fachhochschulen ZHAW Dep. P und FHNW APS.

Nicht Psychologe oder Psychologin nennen dürfen sich dipl. Psych. IAP, die keine Titelumwandlung vorgenommen haben, sowie BSc. Selbstverständlich gilt der erworbene Titel (dipl. Psych. IAP und BSc) nach wie vor und darf so verwendet werden.

PsychotherapeutIn – eidg. diplomierte(r) PsychotherapeutIn

Wer psychotherapeutisch tätig sein will, wird ab 1.1.2013 einen eidgenössischen Titel als PsychotherapeutIn erwerben müssen. Dazu braucht es einen nach dem Gesetz anerkannten Hochschulabschluss in Psychologie und ein absolviertes Curriculum in Psychotherapie an einer akkreditierten Weiterbildungsinstitution*.

Um den Beruf der PsychotherapeutIn selbständig ausüben zu dürfen,

braucht es weiterhin eine kantonale Praxisbewilligung. Bereits erworbene kantonale Praxisbewilligungen behalten ihre Gültigkeit.

Ab wann und wo dieser eidgenössische Titel in Psychotherapie erworben werden kann, ist noch nicht definiert. Das Bundesamt für Gesundheit wird ein Register führen.

KollegInnen, die *keinen Psychologieabschluss* gemacht haben, jedoch einen im Sinne des Gesetzes und der Verordnung (prov. Liste) akkreditierten psychotherapeutischen Weiterbildungsgang absolviert haben, werden ebenfalls einen eidg. Titel in Psychotherapie erwerben können, wenn sie

- den prov. akkreditierten Weiterbildungsgang vor dem 1. Januar 2013 angefangen und abgeschlossen haben oder
- den prov. akkreditierten Weiterbildungsgang vor dem 1. Januar 2013 angefangen und diesen vor dem 1. Januar 2018 abschliessen.

*Provisorisch akkreditierte Weiterbildungsgänge – prov. Liste

Grundsätzlich werden nicht Weiterbildungsinstitutionen, sondern *Weiterbildungsgänge* provisorisch akkreditiert werden. Die einschlägigen Berufsverbände, die bis anhin Weiterbildungen in Psychotherapie zertifiziert haben, werden dem Bundesamt für Gesundheit Weiterbildungsgänge in Psychotherapie melden, damit diese auf die prov. Liste der akkreditierten Weiterbildungsgänge gesetzt werden. Diese müssen bis 1. Januar 2018 ihre definitive Akkreditierung erreichen, um weiterhin Auszubildenden den eidg. Titel in Psychotherapie in Aussicht stellen zu können.

Der SBAP. hat die folgenden Weiterbildungsgänge in Psychotherapie zertifiziert und wird diese für die provisorische Liste melden:

- MAS Systemische Psychotherapie ZHAW Dep. P;
- MAS Kinder- und Jugendpsychotherapie ZHAW Dep. P ab 2012;
- Organismisch-integrative formative Psychotherapie OIP ZFW;
- Gruppenanalyse SGAZ.

Eidgenössische Weiterbildungstitel – Register

Nebst dem Psychotherapie-Titel, der ab 1. Januar 2013 für die selbständige Tätigkeit unabdingbar sein wird, werden weitere eidg. Weiterbildungstitel eingeführt.

Die folgend genannten Weiterbildungstitel sind *nicht obligatorisch* zu erwerben, um in diesem Gebiet selbständig tätig sein zu können. Es wird also selbständig Tätige *mit und ohne eidg. Titel* geben in:

- Kinder- und Jugendpsychologie;
- Klinischer Psychologie;
- Neuropsychologie;
- Gesundheitspsychologie.

Die Bedingungen zur Erlangung dieser eidg. Titel sind derzeit noch nicht bekannt.

Aufgaben und Kompetenzen der Psychologieberufekommission

- Sie berät Bundesrat und EDI in Fragen der Anwendung des Psychologieberufegesetzes.
- Sie entscheidet über die Anerkennung ausländischer Aus- und Weiterbildungsabschlüsse.
- Sie nimmt Stellung zu Anträgen auf Einführung von eidgenössischen Weiterbildungstiteln.
- Sie nimmt Stellung zu Akkreditierungsanträgen.
- Sie nimmt Stellung zu den Berufsbezeichnungen der Inhaberinnen und Inhaber von eidgenössischen Weiterbildungstiteln.
- Sie erstattet dem EDI regelmässig Bericht.

Der Bundesrat kann ihr weitere Aufgaben übertragen.

Der Bundesrat ernennt die Mitglieder, die bis 2015 gewählt sein werden. Er muss laut Gesetz bei der Wahl für eine angemessene Vertretung der Wissenschaft, der Hochschulen, der Kantone und der betroffenen Berufskreise sorgen.

Die Zusammensetzung der Psychologieberufekommission ist noch nicht bekannt.

Fortsetzung Seite 32

Vorstandsnews / Berufspolitische News

Dank

Der SBAP. dankt an dieser Stelle für die tatkräftige und engagierte Unterstützung im Dossier PsyG ganz besonders:

RA Beat Messerli;
Iwan Rickenbacher;
Paul Richli;
Hugo Grünwald;
Christoph Steinebach;
Thomas Merki und
Raimund Dörr, Ex-Präsidenten SPV;
Daniel Habegger, FSP;
Verena Schwander, FSP;
und dem engagierten Frauenteam im BAG:
C. Gasser,
M. Gertsch,
C. Walser,
M. Stritt.

Fazit und Ausblick

Das Psychologieberufegesetz lehnt sich punkto Architektur ans MedBG an. Mit diesem Gesetz wird der Berufsstand der PsychologInnen und PsychotherapeutInnen massgeblich aufgewertet und gestärkt. Erstmals sind diese Berufe auf eidgenössischer Ebene klar definiert. Damit sind die Voraussetzungen geschaffen, damit nichtärztliche Psychotherapeuten offiziell als DienstleistungserbringerInnen im Krankenversicherungsgesetz verankert werden können.

Bis es jedoch so weit ist, wird der SBAP. noch viel zu tun haben. Dank Ihnen, liebe Mitglieder, können wir uns einsetzen. Vielen Dank für die Treue und die Unterstützung!

Heidi Aeschlimann

SBAP. Ethik-Forum

Am 9. November 2011 von 19 bis 21 Uhr findet in der ZHAW Dep. P, Merkurstrasse 43, in Zürich das nächste SBAP. Ethik-Forum unter der Leitung von Dr. Peter A. Schmid statt.

Mit Gesprächen über die Berufspraxis soll anhand von konkreten Falldarstellungen über normative Fragen nachgedacht werden. Die öffentliche und gemeinsame Reflexion, die kontinuierliche Auseinandersetzung mit Fragen nach Werten und professionellen Haltungen, das engagierte Abwägen von Argumenten und Erkenntnissen fördern eine gemeinsame Gesprächskultur innerhalb unseres Verbandes. Dies wiederum trägt mittelbar zur Qualitätssicherung bei.

Weiterbildung in Neuropsychologie

2013 wird wiederum eine Weiterbildung in Neuropsychologie unter der fachlichen Leitung von Ernst Schieler starten.

1. SBAP.-Alumni-Ball

Am 12. November 2011 treffen sich im Belvoirpark in Zürich um 19 Uhr SBAP.-Mitglieder und Ehemalige mit ihren PartnerInnen zum rauschenden Fest!

Programm: 19 Uhr Apéro; 20 Uhr Festmenu, anschliessend Musik und Tanz.

Am Piano: André Desponds.

Kosten: 130 Franken pro Person (exkl. Getränken zum Nachtessen).

Wir freuen uns auf zahlreiches Erscheinen! Die Platzzahl ist limitiert. Anmeldungen bitte bis zum **30. September 2011** an die SBAP.-Geschäftsstelle.

Universitäre PsychologInnen im SBAP. willkommen!

Die Föderation der Schweizer Psychologinnen und Psychologen (FSP) hat an ihrer diesjährigen Delegiertenversammlung beschlossen, per 1. Januar 2012 FH-AbsolventInnen aufzunehmen. Und im SBAP. sind universitäre PsychologInnen schon heute herzlich willkommen. Damit sind FSP und SBAP. die beiden schweizerischen Berufsverbände der gesetzlich anerkannten PsychologInnen.

Warum auch Sie Mitglied im SBAP. werden sollten?

- Der SBAP. steht seit 1952 für die Angewandte Psychologie ein und vertritt die Interessen seiner Mitglieder diplomatisch, kämpferisch und wo immer notwendig auch mit juristischen Mitteln.
- «Weil ich innerhalb von 24 Stunden eine kompetente Antwort auf meine Frage erhielt.»
- «Weil sich der SBAP. erfolgreich um neue Arbeitsfelder bemüht.»
- Und wenn Sie gleich Ihre Kollegin, Ihren Kollegen mitbringen, bezahlen Sie für ein Jahr keinen Mitgliederbeitrag!

Heidi Aeschlimann

Psych

Der Dachverband der Schweizer Psychologiestudierenden, Psych, wird im Herbstsemester 2011 eine Informationsmappe an rund 2500 Psychologiestudierende (FH und Uni) in der ganzen Schweiz verteilen, in welcher sich der SBAP. mit einem Flyer vorstellt. Nebst Kurzinformationen über den Verband werden die Studierenden angeregt, an einem Wettbewerb teilzunehmen, an dem sie unter anderem eine Gratis-Jahresmitgliedschaft gewinnen können. Der SBAP. freut sich, demnächst neue StudentInnen als Mitglieder willkommen heissen zu dürfen!

Chronischkrank.ch

Der Vereinsvorstand, darunter Heloisa Martino, hat sich Anfang Juni zu seiner ersten Sitzung in der neuen Zusammensetzung getroffen. Dabei wurden die Ressorts festgelegt und erste Aktivitäten besprochen, wie den Auftritt im Rahmen der Präsentation eines Posters an der Public Health Conference 2011 Ende August, die den chronischen Krankheiten gewidmet ist. Thema des Posters, das von SBAP.-Mitglied Aline Rousselot mitverfasst wurde: «Der Bedarf nach psychologischer Versorgung chronisch körperlich Kranker» (mehr Infos zur Konferenz: <http://sph11.org/organizers-congress.ch/welcome.php>). Infos: <http://www.chronischkrank.ch>; heloisa.martino@sbap.ch

Berufspolitische News

Fallpauschalen und ihre möglichen Folgen

Laut einer Studie des Obsan haben Fallpauschalen, die schon heute in einem Teil der Schweizer Spitäler eingeführt sind, keinen negativen Einfluss auf die Behandlungsqualität. Für diese Analyse zog Obsan Daten aus den Jahren 2001 bis 2008 heran. Hauptergebnisse: Weder zu frühe Entlassungen noch eine Zunahme von Rehospitalisierungen wegen ungenügender Versorgung konnten festgestellt werden; die mittlere Aufenthaltsdauer in Akutspitälern ist zwischen 2001 und 2008 sogar um 15 Prozent gesunken (von durchschnittlich 8,7 auf 7,4 Tage). Die Obsan-Studie ist im Hinblick auf die im 2012 flächendeckende Einführung der Fallpauschalen zwar von Bedeutung, erlaubt jedoch keine Voraussagen über die zukünftige Qualität und Effizienz der Versorgung: Die neue Spitalfinanzierung bringt weitere Veränderungen mit sich, die über das neue Abrechnungssystem hinausgeht (zum Beispiel die Neuregelung der Finanzierung durch Kantone und Krankenkassen), deren konkrete Folgen für die Versorgung noch unklar sind.

Heloisa Martino

CH-Lohnstudie 2011

Die FH-Lohnstudie 2011 von FH SCHWEIZ ist eben erschienen. Alle zwei Jahre bietet diese Studie einen Einblick in die aktuelle berufliche Situation von Fachhochschul-AbsolventInnen – somit auch in diejenige der FH-Diplomierten der Angewandten Psychologie. Neu besteht die Studie aus einem Onlineangebot (www.fhlohn.ch) und einer Broschüre.

Die Onlineausgabe stellt ausschliesslich die Löhne in den Vordergrund, die Broschüre blickt auf Aspekte wie Anstellungsbedingungen, Zufriedenheit, Sorgenbarometer, Arbeitspensum und Ähnliches.

140 Personen mit einem Abschluss in Angewandter Psychologie haben an der Erhebung teilgenommen, 65 Prozent Frauen und 35 Prozent Männer. 23 Prozent dieser AbsolventInnen arbeiten teilzeitlich, 77 Prozent gehen einer Vollzeittätigkeit nach. Selbstän-

dig erwerbend sind 13 Prozent, der Rest ist grösstenteils in einem Unternehmen angestellt, das weniger als 250 Mitarbeitende zählt. Ins Auge springt die hohe Zahl der AbsolventInnen, die bereits eine Weiterbildung besucht haben: 81 Prozent!

Hinsichtlich des Verdiensts zeigt sich, dass AbsolventInnen zwischen 31 und 40 Jahren im Schnitt 98 800 Franken verdienen, zwischen 41 und 50 Jahren sind es 114 300 Franken und zwischen 51 und 60 Jahren 122 500 Franken. Knapp 70 Prozent der Diplomierten der Angewandten Psychologie sind mit der Höhe ihres aktuellen Lohns zufrieden, 24 Prozent sind dagegen unzufrieden.

Hohe Zufriedenheit herrscht hinsichtlich der beruflichen Situation: 84 Prozent der AbsolventInnen sind ziemlich oder voll und ganz zufrieden.

Klinische Psychologie, Psychotherapie, Arbeits- und Organisationspsy-

chologie, Schul- und Jugendpsychologie sowie Studien- und Laufbahnberatung sind die wichtigsten Tätigkeitsfelder der Personen, die an der Erhebung teilgenommen haben.

Die Situation auf dem Arbeitsmarkt wird von den Diplomierten mehrheitlich als gut eingeschätzt. Als sehr gut schätzen die AbsolventInnen oben drein ihren Informationsstand betreffend Bologna-Reform ein.

Die Website www.fhlohn.ch informiert ausführlich über die Lohnsituation von Fachhochschul-AbsolventInnen aller Fachbereiche. Das Log-in kostet für SBAP-Mitglieder 50 Franken. Die Broschüre liefert vor allem Informationen über Anstellungsgrad, Zufriedenheit, Sorgen, Weiterbildungsstand und Ähnliches. Wer ein Log-in bestellt, kann auf Wunsch die Broschüre kostenlos beziehen (entsprechende Abfrage im Bestellvorgang beachten). Claudio Moro

Neue Mitglieder

Anhorn Gabrielle, Wettswil
Bögli Peter, Bern
Bossi Michèle, Zürich
Chio de la Paz Maria, Dübendorf
Egli Tom, Zürich
Dr. Krauer Armin, Brittnau
Raisle Ivo, Bülach
Weber-Guggenbühl Renate, Wallisellen

Neue Studentenmitglieder

Bucher Rahel, Zürich
Heer Marlis, Zürich
Rossi-Fausch Karin, Grüningen
Dr. Schnell Wolfgang, Bronschhofen
Zehnder Babette, Brugg

Herzlich willkommen!**Korrigendum**

Im **punktum.** vom Juni 2011 sind auf Seite 31 *Manuel Neubacher*, *Eva Nick* und *Monica Eveline Wyss* bei den «PsychotherapeutInnen SBAP.» aufgelistet. Dies ist nicht korrekt. Wir bedauern den Fehler und entschuldigen uns dafür!

PsychologInnen SBAP.

Anhorn Gabrielle, Wettswil
Bögli Peter, Bern
Bossi Michèle, Zürich
Egli Tom, Zürich
Raisle Ivo, Bülach
Rufer Monika, Winterthur

PsychotherapeutInnen SBAP.

Anhorn Gabrielle, Wettswil
Arter Claudia, Zürich
Bossi Michèle, Zürich
Fischer Monica Romilda, Zürich
Knechtli Ursula, Aarau
Dr. Krauer Armin, Brittnau
Rothenberger Fässler Sylvie, St. Gallen
Spinner Muriel, Winterthur

Wir freuen uns, dass unserem Mitglied Dr. Agnes von Wyl, ZHAW Dep. P, der **Professorinentitel** verliehen worden ist.

Der SBAP. gratuliert!

Psychoanalytiker Karl Abraham zum Zweiten

Luzifer-Amor – Zeitschrift zur Geschichte der Psychoanalyse

«Luzifer-Amor» wurde 1988 von Verleger und Autor Gerd Kimmerle und dem Psychoanalytiker Bernd Nitzschke gegründet; seit 2004 ist Michael Schröter, Soziologe und freier Autor, alleiniger Herausgeber. Was der biblisch-mythologische Titel nicht vermuten lässt: Die Zeitschrift ist ein internationales und interdisziplinäres Forum für Autoren, die sich für eine kritische Auseinandersetzung mit der offiziellen Freud-Biographik interessieren, die bereit sind, auf fragwürdige Sicherheiten zu verzichten und neue Überlegungen einzuführen, welche es gestatten, Diskontinuitäten, Brüche und Ausgrenzungen wahrzunehmen und so einer monopolisierenden Vereinnahmung der Geschichte der Psychoanalyse entgegenzuwirken. Die Zeitschrift erscheint zweimal jährlich und ist jeweils einem Themenschwerpunkt gewidmet, ergänzt um Neuabdrucke wichtiger Quellentexte und einen Rezensionsteil. Das Themenspektrum ist breit: Freuds Leben, Werk und historischer Kontext; Freud-Patienten, Kulturtheorie, Verfolgung und Emigration im Nationalsozialismus; Fragen zu Ausbildung, Theorie und Klinik; Gruppenanalyse; der Einfluss der Psychoanalyse auf Literatur, Medizin und Pädagogik.

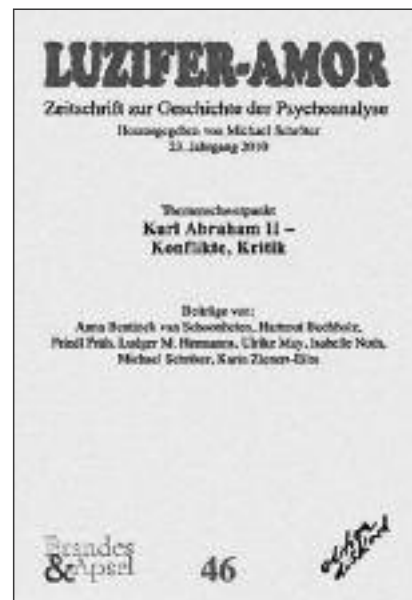
Karl Abraham (1877–1925) aus der ersten Schülergruppe um Freud war bereits Heft 20 (1997) gewidmet; Themenschwerpunkt von Heft 46 (2010) ist *Karl Abraham II – Konflikte, Kritik*. Wie die meisten der späteren Koryphäen der Psychoanalyse war Abraham während seiner Tätigkeit an der damals fortschrittlichen «Kantonalen Zürcher Irrenheilanstalt» Burghölzli unter Klinikdirektor Eugen Bleuler mit freudschem Gedankengut in Kontakt gekommen. Er hatte grossen Anteil am organisatorischen Aufbau der Psychoanalyse und an ihrer Institutionalisierung; ausserdem leistete er viel auf klinischem und theoretischem Gebiet, wobei er sich stets als Fortsetzer und Vollender der freudschen Sexualtheorie verstand. Trotzdem wurde es um Abraham nach dessen frühem Tod sehr still. Seine historische Wertschätzung kontrastiert damit, dass Abrahams Werk kaum rezipiert wurde

– seine Rolle in der Institutionalisierung der Psychoanalyse geriet ins Zwielicht. Neue Impulse hat erst die Publikation des vollständigen Briefwechsels zwischen Sigmund Freud und Karl Abraham (2009) gegeben; das vorliegende «Luzifer-Amor» bietet eine interessante Parallelektüre.

Die Aufsätze von Anna Bentinck van Schoonheten und Karin Zienert-Eilts nehmen die «Plagiatsvorwürfe» von Jung gegen Abraham am Salzburger Kongress (1908) auf sowie den Vorwurf der «Denunziation», welcher Abraham seinerzeit von verschiedenen Kollegen gemacht und später unkritisch in die Geschichtsschreibung der Psychoanalyse aufgenommen wurde. Die Autorinnen zeigen anhand der Quellen, dass diese Vorwürfe unhaltbar sind. Vielmehr war Abraham stets um Kommunikation und Austausch bemüht – hatte allerdings Freuds Zorn auf sich gezogen, der seinen jeweiligen Lieblingsschüler stets blind verteidigte.

Friedl Früh und Ulrike May setzen sich in ihren Arbeiten kritisch mit der gängigen Vorstellung auseinander, dass Abraham Fortsetzer und Vollender von Freuds Sexualtheorie sei. Wohl war Abraham subjektiv stets bemüht, die freudsche Triebtheorie zu bestätigen und mit Fallbeispielen zu belegen. Aus der Sicht der Autorinnen wurde dieses Ziel jedoch verfehlt: Abraham ersetze den freudschen Entwurf zugunsten einer genetisch-organischen Festlegung der Patienten, halte am überholten Standpunkt der Bedeutung von Traumata für die Neurosenentstehung fest und verändere und verkürze den freudschen Libidobegriff im Sinne seiner Aggressivierung.

Interessant ist das vorliegende Heft auch für die Schweizer Psychoanalyse. Das Verhältnis zwischen Freud, später der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung (IPV), und den Schweizern bleibt ein angespanntes. Freuds Vorstellungen von Zusammenarbeit standen im Kontext eines kolonisatorischen Projekts: Er wollte Schüler, die seine Lehre als Ganzes akzeptierten und weiterentwickelten. Die Schweizer hingegen waren an gleichberechtigtem Austausch interessiert



Luzifer-Amor – Zeitschrift zur Geschichte der Psychoanalyse. Hg. von Michael Schröter. Karl Abraham II – Konflikte, Kritik. 23. Jg., Heft 46, 2010, 191 Seiten, Fr. 32.70, ISSN 0933-3347.

und verweigerten sich der Integration in die IPV. Mit der Publikation von Freuds zwischen 1912 und 1936 an Emil und Mira Oberholzer, die Gründer der Schweizer Gesellschaft für Psychoanalyse, gesandten Briefen werden wichtige Quellentexte zugänglich gemacht. Besonders kreativ waren die Schweizer auf dem Gebiet der angewandten Psychoanalyse. Oskar Pfister (1873–1956), Pfarrer an der Predigerkirche in Zürich 1, gehört zu den Pionieren im Bereich der Anwendung der Psychoanalyse auf die biographische Forschung und ist unbestrittener Gründer der Pastoralpsychologie, die heute als Teildisziplin der Praktischen Theologie an jeder grösseren Universität gelehrt wird. Isabelle Noths Aufsatz «Pastoralpsychologie – ein überlangenes Kind Freuds» thematisiert eine echte Lücke in der psychoanalytischen Geschichtsschreibung.

Dr. phil. Sabine Richebächer, Psychoanalytikerin und freie Autorin in Zürich

Störungsbild eines Leidens

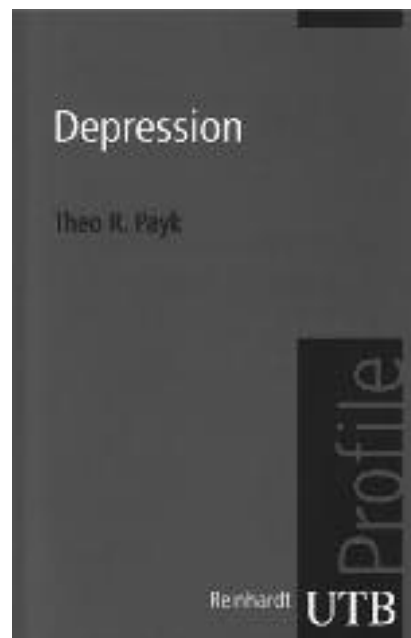
Theo R. Payk: Depression

Die Wahrscheinlichkeit, im Laufe des Lebens an einer Depression zu erkranken, liegt in den Industrieländern bei Erwachsenen um 15 bis 20 Prozent. Allein diese Statistik berechtigt das Erscheinen eines weiteren Sachbuchs zum Thema Depression, zumal es, dem Konzept der Reihe UTB Profile folgend, «klar, knapp und konkret» berichten will. Der Autor, Theo R. Payk, ehemals Ordinarius für Psychiatrie und Psychotherapie an der Ruhr-Universität Bochum, umreist in sechs Kapiteln das Störungsbild der Depression: Nach einer Einführung zur Historie der Depression unterscheidet Payk mittels zweier Fallvignetten die «endogene» (ohne äusseren Auslöser) von der «reaktiven» Depression (Belastungs- oder Anpassungsdepression): Leiden wird spürbar. Begleitsymptome wie Panik und Existenzängste, innere Unruhe und Pseudodemenz werden beschrieben. Über larvierte, somatisch überdeckte Depressionen wird ebenso berichtet wie über Geschlechterunterschiede in der Symptomatik (Grübeleien und Selbstvorwürfe verstärkt bei Frauen; Gereiztheit, Aggressivität, Sucht und riskanter Lebensstil verstärkt bei Männern). Die höchste Suizidrate aller psychischen Störungen wird betont. Ein bio-psycho-sozial-mehrfaktorielles Entstehungsmodell wird auch für die depressive Störung angenommen, genetische Faktoren, frühe Prägungen und damit zusammenhängende Dysbalancen der Neurotransmitter Serotonin, Noradrenalin und Dopamin werden vermutet. Der Autor macht zusätzlich auf körperliche Erkrankungen (Schilddrüse, Hypophyse, Lebererkrankungen, Herzerkrankungen, Hormonschwankungen) aufmerksam, die indirekt (stoffwechsel- und hormonbedingt) zu depressiven Verstimmungen führen können. Eine Auflistung bekannter therapeutischer (unter anderem Schematherapie), medikamentöser und biologischer (Aktivität, Entspannung, Lichttherapie u.a.) Verfahren zur Behandlung der Depression schliesst sich an, eine individuell abgestimmte Kombinationstherapie wird empfohlen. Dem Textteil folgt eine Liste der gängigen Antidepressiva

(Wirksubstanz) mit Dosierungsangabe. Ein Glossar und ein Sachregister vervollständigen das Taschenbuch. Fazit: handlich und kurz zusammengefasst das Wichtigste zur Depression; keine wirklich neuen Erkenntnisse für PsychologInnen, eher für Medizin-AbgängerInnen gedacht. Glossar und Liste der Antidepressiva nützlich. Bei hohem Sachinteresse von KlientInnen auszugsweise auch psychoedukativ einsetzbar.

Simone Hobi, Psychologin SBAP.

Theo R. Payk: Depression. UTB Profile, München 2010, 98 Seiten, Fr. 18.90, ISBN 3-8252-3372-3.



NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSEGEBIET

Seemann, H.:

Mein Körper und ich – Freund oder Feind?

Psychosomatische Störungen verstehen. Expertenrat, Übungen, Lösungen (Klett-Cotta Leben!)
2011. 130 S., inkl. Audio-CD, kart., ca. CHF 25.90 (Klett-Cotta)
978-3-608-86028-3

Aus ihrem reichen Wissen über das feine Zusammenspiel von Körper und Psyche berichtet Hanne Seemann, wie funktionelle Störungen entstehen – was Symptome mitteilen können und vor allem: wie die Freundschaft mit dem eigenen Körper wiederhergestellt werden kann.

Storch, M. / B. Cantieni / G. Hüther:

Embodiment

Die Wechselwirkung von Körper und Psyche verstehen und nutzen
2., erw. Aufl. 2010. 180 S., Abb., geb., ca. CHF 49.90 (Huber)
978-3-456-84837-2

Warum fällt es vielen Menschen so schwer, achtsam mit dem eigenen Körper umzugehen? Es ist höchste Zeit, das wichtigste Erfahrungsinstrument des Menschen zurückzuerobern: den Körper. Die Autoren fordern, das Prinzip Embodiment zu berücksichtigen.

Bestellen ist ganz einfach:

Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif)
oder schreiben Sie uns eine E-Mail:
contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

- 15.10.2011 Notfallpsychologie nach terroristischen Anschlägen. Dozent: Prof. Dr. Gernot Brauchle
Ort: ZHAW Dep. P, Merkurstrasse 43, Zürich, Raum: Plenum 1 und 2
Verbindliche Anmeldung an die Geschäftsstelle SBAP.
- 09.11.2011 SBAP. Ethik-Forum mit Dr. Peter A. Schmid, Philosoph und Ethiker
Zeit: 19–21 Uhr, Ort: ZHAW Dep. P, Merkurstrasse 43, Zürich
- 12.11.2011 Alumni-Veranstaltung: Ball und festlicher Anlass im Belvoirpark in Zürich

Redaktionskommission:

Heidi Aeschlimann
Gülbin Eroglu
Heloisa Martino
Claudio Moro
Sabine Richebächer

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:

Heidi Aeschlimann
Sandro Bocola
Annelies Häcki Buhofer
Nina Burri
Martin Dannecker
Simone Hobi
Thomas Järmann
Margrit Koemeda-Lutz
Heloisa Martino
Claudio Moro
Jan Rauch
Sabine Richebächer
Penelope Tunstall
Mechthild Zeul

Koordination /

Inserate und Beilagen:
SBAP. Geschäftsstelle

Auflage:

1300 Exemplare

Redaktionsschluss

Nr. 4/2011: 14. Oktober 2011

Layout:

Helmut Estermann

Druck und Ausrüsten:

Druckerei Peter & Co., Zürich

Lektorat:

Thomas Basler, Winterthur

Konzept und Gestaltung:

greutmann bolzern zürich

Adresse:

SBAP. Geschäftsstelle
Vogelsangstrasse 15
8006 Zürich
Tel. 043 268 04 05
Fax 043 268 04 06
info@sbap.ch
www.sbap.ch